

Zeit & Schrift

16. Jahrgang



***Wo ist das
Haus Gottes?***

***Das Kreuz
mit dem Staat***

Editorial

- 3** **Atheistische Bekenntnisse**
Michael Schneider

Bibelstudium

- 4** **Psalm 122 (Teil 1)**
Horst von der Heyden

Bibel im Alltag

- 12** **Fangt die kleinen Füchse**
David R. Reid

Gemeinde

- 16** **Wo ist das Haus Gottes?**
Hartmut Ising

Glaubensleben

- 22** **Das Kreuz mit dem Staat**
Karl Otto Herhaus

Kurzpredigt

- 28** **Kennen Sie Gottes Anschrift?**
Wolfgang Vreemann

Vor-Gelesen

- 30** **Von Jesus beten lernen – zwei aktuelle Publikationen**
Ulrich Müller

Mission

- 34** **Nachrichten aus Kolumbien**
Roland und Daniela Kühnke

Die Rückseite

- 36** **Osterbotschaft im KZ**
Jochen Klein

Zeit & Schrift

16. Jahrgang 2013

Herausgeber und Redaktion:

Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach
E-Mail: h.vdh@web.de
Michael Schneider
Klingelbachweg 5
35394 Gießen
E-Mail: schneid9@web.de

Bestelladresse:

Zeit & Schrift
Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach
E-Mail: mail@zs-online.de
Tel. 02736 6021

Digitale Fassung:

www.zs-online.de
(kostenloser Download)

Bankverbindung:

Zeit & Schrift – Mechthild Weck
Deutsche Bank 24 AG Berlin
BLZ 100 700 24
Konto Nr. 1492271

Layout:

Wolfgang Schuppener

Versand:

Buhl Data Service GmbH
57290 Neunkirchen

Bildnachweis:

www.photocase.de

Die Herstellungs- und Versandkosten betragen ca. 2 € je Exemplar. Sie werden durch Spenden aufgebracht.

Abgedruckte Artikel, Beiträge oder Leserbriefe geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder. Sie stimmen aber mit der grundsätzlichen Haltung der Redaktion zur Heiligen Schrift überein.

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Beiträge. Alle Einsender stimmen der kostenlosen unbeschränkten Nutzung ihrer Beiträge zu.

Atheistische Bekenntnisse

Hollywood wird wohl von den wenigsten Christen für ein besonders frommes Milieu gehalten. Atheisten sehen das offenbar anders. In dem linksliberalen amerikanischen Online-Magazin *AlterNet* jedenfalls beklagte sich kürzlich eine Journalistin darüber, dass Oscar-Preisträger in ihren Dankesreden regelmäßig auch Gott ihre Reverenz erweisen. Zum Glück gebe es aber inzwischen eine wachsende Zahl von Prominenten, die sich offen zu ihrem Atheismus bekannten. Zehn von ihnen stellte sie mit ausgewählten Zitaten vor.*

Playboy-Herausgeber **Hugh Hefner** beispielsweise betrachtet Religion als bloßen Mythos: »Sie ist etwas, das wir erfunden haben, um das Unerklärliche zu erklären.« Auch Schauspieler **Morgan Freeman** hält Gott – den er in zwei Filmen verkörperte – für eine menschliche Erfindung: »In meinem Glaubenssystem ist kein Platz für einen Schöpfer namens Gott, der uns in seinem/ihrer Bild erschaffen hat. Hat jemals jemand einen handfesten Beweis dafür gesehen?« Harry-Potter-Darsteller **Daniel Radcliffe** wendet sich vor allem gegen Religion in der Politik: »Ich bin militanter Atheist, sobald Religion anfängt, die Gesetzgebung zu beeinflussen.«

Doch nicht alle Äußerungen fallen so eindeutig antireligiös aus, wie es sich die Autorin vielleicht wünschen würde. Schauspieler **Jodie Foster** etwa misst der Religion immerhin noch folkloristischen Wert bei: »Ich bin Atheistin, aber ich liebe Religionen und Rituale, auch wenn ich nicht an Gott glaube. Wir feiern mit unseren Kindern so gut wie jede Religion. Sie lieben es, und wenn sie fragen: ›Sind wir Juden?‹ oder ›Sind wir Katholiken?‹, dann sage ich: ›Ich nicht, aber ihr könnt es euch aussuchen, wenn ihr 18 seid.‹« Fosters Kollege **Brad Pitt** möchte sich noch nicht einmal auf den Atheismus festlegen: »Ich bin wahrscheinlich 20 % Atheist und 80 % Agnostiker. Ich glaube nicht, dass man wirkliche Gewissheit haben kann. Wenn es so weit ist, findet man es entweder heraus oder nicht. Bis dahin hat es keinen Sinn, darüber nachzudenken.« Auch seine Verlobte **Angelina Jolie** hat Zweifel, argumentiert aber typisch postmodern: »Für die Leute, die daran glauben, hoffe ich, dass es einen Gott gibt. Für

mich braucht es keinen zu geben. Im Menschen ist etwas Spirituelles, Göttliches. Ich habe keine Lust, irgendetwas zu tun, nur weil andere Leute es sagen, aber ich bin auch nicht sicher, ob es wirklich besser ist, einfach an gar nichts zu glauben.«

Das vielleicht interessanteste Zitat in dieser Zusammenstellung stammt von der britischen Schauspielerin **Keira Knightley**: »Wenn ich keine Atheistin wäre, könnte ich mit allem davonkommen. Man würde einfach um Vergebung bitten, und es würde einem vergeben. Das klingt viel besser, als mit Schuld leben zu müssen.« Auch wenn hier ein gewisser ironischer, leichtfertiger Unterton nicht zu verkennen ist – man fühlt sich an Paulus' Warnung erinnert: »*Sollten wir in der Sünde verharren, damit die Gnade zunehme? Das sei ferne!*« (Röm 6,1f.) –, hat Knightley den Kern des christlichen Glaubens doch durchaus richtig erfasst: Wir brauchen Gott, damit unser Schuldproblem gelöst werden kann, und keine Schuld ist so groß, dass sie nicht vergeben werden könnte. »*Wenn wir unsere Sünden bekennen, ist er treu und gerecht, dass er uns die Sünden vergibt und uns reinigt von jeder Ungerechtigkeit*« (1Joh 1,9).

Hoffentlich werden noch vielen atheistischen »Torern« (Ps 14,1; 53,2) die Augen geöffnet, »*dass sie sich bekehren von der Finsternis zum Licht und von der Macht des Satans zu Gott, damit sie Vergebung der Sünden empfangen und ein Erbe unter denen, die durch den Glauben an [Jesus] geheiligt sind*« (Apg 26,18)!

Michael Schneider

* www.alternet.org/belief/10-celebs-you-didnt-know-were-atheists

Psalm 122

(Teil 1)

Ganz normal ist das wohl nicht – bemerkenswert zumindest. Dass man sich an seinen Kindern, seinen Enkeln, an seiner Frau freuen kann, das wird man als normal empfinden. Auch an einem schönen Urlaub, einem schmackhaften Essen und selbstverständlich an einem schicken Auto kann man Spaß haben. Und darüber hinaus gibt es noch eine schier unerschöpfliche Anzahl weiterer Gründe, die einem Freude bereiten können. Was David uns allerdings im Einleitungsvers zu Psalm 122 mitteilen lässt, gehört in der Regel nicht dazu: *»Ich freute mich, als sie zu mir sagten: Lasst uns zum Haus des HERRN gehen.«*



Ich zweifle nicht daran, dass David meinte, was er sagte – obwohl es uns heute schon etwas seltsam anmutet. Oder gibt es das oft, dass jemand Ähnliches bekundet: »Ich freute mich, als sie zu mir sagten: Lasst uns in die Kirche/Gemeinde/Versammlung gehen«? Vielleicht erwarten wir eine derartige Aussage noch von Geschwistern, die in die Jahre gekommen sind und am wahren Leben nur noch bedingt teilhaben; die zwischenzeitlich einsam geworden sind und denen die Stunden der Gemeinschaft mit Brüdern und Schwestern eine willkommene Abwechslung im ansonsten tristen Alltag bieten; die die wenigen Versammlungsstunden als wöchentliche Highlights empfinden. Aber sonst – mal ehrlich – gehört der Satz nicht gerade zum gängigen Repertoire gewöhnlicher Kommunikation.

Wir wissen nicht, wie alt David war, als er den Psalm schrieb. Wir kennen weder die Situation, aus der heraus er ihn verfasste, noch wer sie waren, die ihn zum Mitgehen aufforderten – doch damit hat der Psalm ja offensichtlich zu tun. Und weil das so ist, hat man ihm eine entsprechende Überschrift gegeben: »Mitgehen, Hinaufgehen, Aufsteigen«. Denn das bedeutet das hebräische *maalah*, mit dem dieser und 14 weitere Psalmen überschrieben worden sind. Mal werden sie als Stufenlieder, mal als Wallfahrtslieder bezeichnet, und so recht weiß man nicht, aus welchem Grund das so ist. Ob sie zum Ritus derer gehörten, die – um das Gebot ihres Gottes zu erfüllen – dreimal im Jahr nach Jerusalem zogen; ob sie von denen gesungen wurden, die nach dem

Exil wieder in ihre Heimat zurückkehren durften; oder ob sie während des Laubhüttenfestes zelebriert wurden, als man die 15 Stufen vom Laienvorhof zum Vorhof der Frauen hinabstieg (da würde zumindest die Anzahl der Stufen passen) – man weiß es eben nicht genau, und deshalb gibt es noch eine ganze Reihe weiterer Versuche, die Überschrift zu erläutern.

Allen Erklärungsversuchen gemeinsam ist, dass sie sich auf die Deutung aller 15 Psalmen beziehen müssen, weil sie alle diese Überschrift haben – und diese Überschrift haben sie, weil sie alle entsprechend gedeutet wurden. Als Gruppe zusammengestellt und mit eben dieser Überschrift versehen wurden sie wohl im 4. Jahrhundert v. Chr., lange nachdem sie entstanden waren. Das ist wichtig zu beachten, denn der Intention der jeweiligen Verfasser wird diese Deutung nicht unbedingt gerecht. Fünf der 15 Psalmen hat David verfasst, einen sein Sohn Salomo, die übrigen neun stammen aus der Feder anderer, uns unbekannter Personen.

Es wurde bereits darauf verwiesen, dass uns diejenigen nicht bekannt sind, die David zum Mitgehen aufforderten. Wir wissen nicht einmal, wann dies geschah, sonst könnte man den Personenkreis vielleicht ein wenig einschränken. Aber völlig ohne Anhaltspunkte könnte die Aufforderung sowohl in seiner Kindheit bzw. Jugendzeit erfolgt sein, als seine Eltern ihn zum Mitgehen ermunterten. Ja, in der Tat, als Junge mitgenommen zu werden auf eine mehrtägige Reise, gemeinsam mit vielen anderen, das hatte was Interessan-



tes, Abenteuerliches. Wenngleich denkbar, scheint die Datierung in Davids Kindheit allerdings insofern wenig wahrscheinlich, als die nachfolgenden Verse dem Empfinden eines Jugendlichen wohl weniger entsprechen. Das sieht schon anders aus in der Phase, als er sich mit seinen Getreuen auf der Flucht befand und Saul noch als König regierte. In dieser Phase haben alle Verse des Psalms eine gewisse Relevanz. Es könnte aber auch ... die Möglichkeiten sind schier unbegrenzt und enden eigentlich erst in seinem hohen Alter, als David dazu physisch nicht mehr in der Lage war.

Eine weitere Schwierigkeit besteht im Ziel der Aufforderung: Was ist mit dem »Haus des HERRN« gemeint, in das zu gehen man sich anschickte? Den Tempel gab es noch nicht, den würde erst Davids Sohn Salomo errichten – aber dann wäre David schon »zu seinen Vätern versammelt«. Etwas komplizierter wird die Suche allerdings dadurch, dass der Begriff »Tempel« sich schon bei Eli findet, von dem einmal gesagt wird, dass er an der Tür des Tempels saß (1Sam 1,9), und ein weiteres Mal, dass er im Innern des Tempels schlief, »wo die Lade Gottes war« (1Sam 3,3). Gerade diese Ergänzung könnte einen Hinweis auf das liefern, was David mit dem »Haus des HERRN« meinte.¹

Als Erklärung dessen, was David meinte, bieten sich zwar mehrere Möglichkeiten an,² aber die wahrscheinlichste – zumindest für den (vermutlichen) Fall, dass der Psalm geschrieben wurde, als er bereits König war – gründet sich m. E. auf 2Sam 6, wo mitgeteilt wird, wie David die Bundeslade

aus dem Haus Obed-Edoms holte, sie in »die Stadt Davids« (also nach Jerusalem) brachte und sie dort »an ihren Ort innerhalb des Zeltes« stellte, das er zuvor speziell für diesen Zweck errichtet hatte (2Sam 6,16f.).³ Letztlich bleibt jedoch unklar, welchen konkreten Ort David meinte. Was bleibt, ist freilich der grundlegende Aspekt, dass es ein Ort war (und ist), wo Gott bei den Menschen wohnen wollte (und will).⁴ Mit anderen Worten: Das Haus des HERRN ist der Ort der Gemeinschaft mit Gott.

Andererseits – und das ist beachtenswert – ging es David auch um die Gemeinschaft mit seinen Mitmenschen. Zumal dann, wenn sie alle das gleiche Ziel verband, wie z. B. gemeinsam zum Haus des HERRN zu pilgern. So hatte er es schon in einem weiteren Psalm und in ganz anderem Zusammenhang formuliert: »... mein Freund und mein Vertrauter, die wir vertrauten Umgang miteinander pflegten, ins Haus Gottes gingen mit der Menge« (Ps 55,13f.).⁵ Gemeinschaft mit Gott und Gemeinschaft mit Menschen gleichen Sinnes! Das hat etwas mit Glück zu tun. Mit der Wesensbestimmung, zu der uns der Schöpfer berufen hat. Nicht von ungefähr zielen die Gebote Gottes genau in diese beiden Dimensionen. Und der Herr fasst ihre Quintessenz genau darin zusammen (vgl. Mt 22,34–40).

Unsere Füße in deinen Toren

Der Weg, der zwischen Wohnort und Haus Gottes lag, war mitunter recht weit, je nachdem wo man in Israel wohnte. Und infolge der jahreszeitlich bedingten Sonnenglut Palästinas konnte es sich zudem

1 In Ri 18,31 wird die Bundeslade selbst einmal als »Haus Gottes« bezeichnet, und so nennt sie auch der Levit, der nach Gibeon gekommen war und nach seinem Anliegen befragt wurde: »ich wandle mit dem Haus des HERRN« (Ri 19,18).

2 Eingeschränkt wird die Liste der Möglichkeiten dadurch, dass dieses Haus offensichtlich in Jerusalem war, ansonsten würde es nicht zu den nachfolgenden Versen passen.

3 Nachdem sein Sohn gestorben war, den Bathseba geboren hatte, ging David »in das Haus des HERRN«, um dort anzubeten (2Sam 12,20), also wahrscheinlich in das Zelt, in dem er die Bundeslade untergebracht hatte.

4 Vgl. 1Mo 3,8; 2Mo 25,8; 29,45; 1Kö 6,13; Jes 1,6; Sach 2,10; 8,3; 2Kor 6,16; Hebr 3,6; Offb 21,3.

5 Das empfanden übrigens auch die Söhne Korahs, die in einem ihrer Psalmen feststellen: »Daran will ich mich erinnern und in mir ausschütten meine Seele, wie ich einherzog in der Schar, mit ihnen schritt zum Haus Gottes, mit der Stimme des Jubels und des Lobes – eine feiernde Menge« (Ps 42,5).

äußerst strapaziös gestalten, ehe man dort ankam. Doch all das wird von David völlig ausgeblendet. Die Vorfreude auf das, was ihn erwarten wird, hat ihn die Strapazen völlig vergessen lassen. Stattdessen sieht er sich schon im zweiten Vers am Ziel seiner Reise, das er mit einer eigentümlichen Formulierung beschreibt: »*Unsere Füße werden in deinen Toren stehen, Jerusalem!*« Selbstverständlich hätte er es auch anders ausdrücken können, etwa: »Die Reisegruppe, zu der ich gehöre, wird in Jerusalem Quartier machen«, oder eben kürzer: »Wir werden in Jerusalem sein.« Warum formuliert David ganz anders: »*unsere Füße werden ... stehen?*«

Natürlich weiß David, dass gewöhnlich nur vollständige Körper

zur Reisegruppe gehören und als solche auch in der Regel am Ziel ankommen. Wenn David hier nur einen Teil vom Ganzen nimmt, ist das sicher nicht von ungefähr. Und wenn er dabei die Füße nennt und nicht z. B. die Arme oder die Augen, hat das wahrscheinlich eine ganz bestimmte Bedeutung. Fast 350 Mal gibt es in der Bibel einen Verweis auf den Fuß oder die Füße – und vielfach erfolgt dieser Verweis stellvertretend für den ganzen Menschen. In der Bibel weisen die Füße, wenn sie in dieser Weise verwendet werden, oft auf eine entschlossene, zielgerichtete Willensbekundung von Menschen hin.⁶ Das passt dazu, dass für David die Strapazen des Weges nicht der Rede wert waren, weshalb er

sie einfach ignorierte. Um das Ziel ging es ihm.

Und das war, wie er uns nun mitteilt: Jerusalem. Aber auch hier spricht er wieder nur mittelbar. Er nennt die Tore und meint die Stadt. Er hätte natürlich auch den Marktplatz oder eine der anderen Sehenswürdigkeiten nennen können, die Jerusalem vor anderen Städten hervorhob. Auch hier wird David nicht unbedacht formuliert haben. Denn selbstverständlich wusste er um die Bedeutung der Tore für eine Stadt. Und Jerusalem hatte eine ganze Reihe davon.

Die Tore verliehen der antiken Stadt einen ganz besonderen Cha-

⁶ Vgl. z. B. 1Mo 41,44; 49,10; 2Mo 4,25; Jos 10,24; Ps 31,8; 47,3; Röm 3,15 u. a.



rakter – nicht nur im Wettbewerb mit unbefestigten Städten –, sie erfüllten ganz verschiedene Funktionen.

Zunächst einmal waren sie Teil der Stadtmauer und dienten damit naturgemäß der Sicherheit und der Befestigung der Stadt (5Mo 3,5). Im Unterschied zur festen Mauer war es das Tor, das geöffnet und geschlossen werden konnte, durch das man hinein- und hinausgehen konnte. Die Tore boten somit den eigenen Leuten, aber auch den Fremden die Möglichkeit, in die Stadt zu gelangen – aber durch sie konnte man dies, wenn es sein musste, gerade auch verhindern, (vgl. Neh 13,15–22).

Mit dem Begriff Tor war andererseits aber auch der zum eigentlichen Durchlass gehörende innerstädtische Platz gemeint, wo zu bestimmten Zeiten der Stadtrat tagte (1Mo 19,1), wo zu Gericht gesessen wurde (5Mo 21,19; 22,15; 25,7) und wo sich offenbar auch die Restaurants der Stadt befanden (5Mo 12,15.21). David wird hier aber wohl weniger eine bestimmte Funktion im Auge gehabt haben als vielmehr den Eintritt in die von ihm geliebte Stadt – er ist voller Vorfreude auf die Ankunft und sein Verweilen in Jerusalem und gerät ins Schwärmen: »Jerusalem, die du aufgebaut bist als eine fest in sich geschlossene Stadt ...«.

Jerusalem war ursprünglich nicht in jüdischem Besitz gewesen und wurde zumindest zeitweise wohl auch Jebus genannt (Ri 19,10). Um das Jahr 1000 v. Chr. gelang es David, der damals schon seit sieben Jahren als König in Hebron regiert hatte, ganz Israel unter seiner Herrschaft zu einigen (2Sam

5,1–5). In dieser Phase zog er auch nach Jerusalem, um gegen die dort wohnenden Jebusiter zu streiten und die Stadt zu erobern. Nach erfolgreichem Kriegszug verlegte er den Regierungssitz des nun von ihm beherrschten Gesamtreichs von Hebron nach Jerusalem (2Sam 5,9). Indem er kurze Zeit später auch die Bundeslade dorthin überführte, machte er die »Stadt Davids« zum politischen und religiösen Mittelpunkt des Königreichs Israel (2Sam 6).

Nicht nur David wusste um die Auserwählung Jerusalems, es gehörte offenbar zum Allgemeingut, dass sie die »Stadt des großen Königs« war (vgl. z. B. Ps 48,1–3; 68,16; 78,68f.; 87,2f.). David wusste aber auch, warum: Jerusalem war es, »wohin die Stämme hinaufziehen, die Stämme des HERRN, ein Zeugnis für Israel, zu preisen den Namen des HERRN!«

Wohin die Stämme hinaufziehen

Nach der Vorschrift hatten alle jüdischen Männer⁷ zumindest an drei Festtagen⁸ an dem Ort zu erscheinen, den Gott erwählen würde (5Mo 16,16) – und wie wir soeben sahen, war das Jerusalem. Warum eigentlich? War diese Vorschrift eine Willküranweisung, weil Gott Lust hatte, seine Leute zu beanspruchen? Für die Menschen aus Dan oder Beersheba jedenfalls keine Kleinigkeit. Da war man schon einige Zeit unterwegs (bzw. allein, wenn man weiblich war und zu Haus blieb).

Gott ging und geht es um Gemeinschaft. Schon auf den ersten Blättern der Bibel wird mitgeteilt, dass er mit dem ersten Ehepaar Gemeinschaft pflegte (1Mo 3,8). Und

7 Wobei es selbstverständlich nicht ausgeschlossen war, dass auch Frauen an diesen Reisen teilnahmen: z. B. Hanna (1Sam 1), Maria (Lk 2).

8 Am Fest der ungesäuerten Brote (Passahfest), am Fest der Wochen (Pfingstfest) und am Laubhüttenfest.

die Gebote bezüglich der Feste des HERRN werden gerade mit diesem Gemeinschaftsaspekt begründet: »Und der HERR redete zu Mose und sprach: Rede zu den Kindern Israel und sprich zu ihnen: Die Feste des HERRN, die ihr als heilige Versammlungen ausrufen sollt...« (3Mo 23,1f.). Versammlungen also! Keine Einzelveranstaltungen, die man als Individuum und allein besuchte, sondern »Versammlungen«, bei denen man untereinander Gemeinschaft pflegte. Und dies wiederum galt u. a. auch ganz pragmatischen Gesichtspunkten:

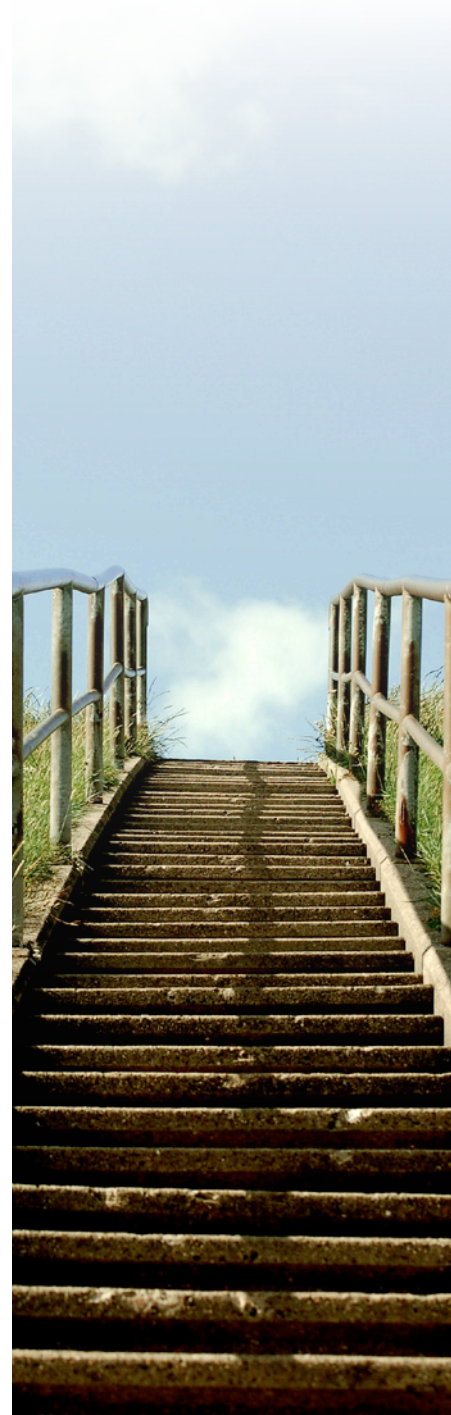
Wie hätte sich das Volk der Juden wohl entwickelt ohne die jährlichen Festtagsgebote? Ein kleines Volk, verstreut über ein relativ großes Gebiet, in dem es mit viel Mühe und separiert nach Stämmen sesshaft geworden war? Die Separation förderte zwar die Identität der Stämme, nicht aber die des Gesamtvolks. Ohne die entsprechenden Gebote wäre das Zusammengehörigkeitsgefühl im Laufe der Jahre zunehmend verblasst. Insofern waren diese Gebote für Israel und die Juden auch identitäts- und gemeinschaftsstiftende Maßnahmen. Gemeinschaft untereinander und Gemeinschaft mit Gott. Denn der hatte verheißen, seinen Namen dort wohnen lassen zu wollen.

Und natürlich ging es auch um die Anbetung Gottes. In der gemeinsamen Erinnerung an das, was Gott aus ihnen, dem geringsten unter allen Völkern (5Mo 7,7f.), gemacht hatte, im gemeinsamen Gedenken an Gottes Liebe zu seinem Volk, an seine Wunderwerke und Taten würden Lob und Anbetung entstehen – zu Gottes Ehre. Durch die jährlichen Reisen nach

Jerusalem blieb Israel »gleichsam ein pilgerndes Gottesvolk, das immer auf dem Weg zu seinem Gott ist und seine Identität und seine Einheit immer wieder von der Begegnung mit Gott ... empfängt«.⁹

Und es hatte noch einen weiteren Aspekt. Die Feste hatten immer auch etwas mit Opfern zu tun. Und durch die Opfergaben wurden auch die Priester und Leviten unterstützt. Die Leviten selbst hatten keinerlei Einkünfte aus selbstständiger Arbeit, ihnen gehörte auch kein Land, das sie hätten bewirtschaften können. Sie waren auf die Unterstützung durch das Volk angewiesen. So hatte Gott bestimmt, dass statt des Volkes die Leviten für den Gottesdienst abgestellt und diese ihrerseits dafür vom Volk versorgt werden sollten.

Wir würden das heute eine beispielhafte Sozialgesetzgebung nennen, und in gewisser Weise orientiert sich ja die unsere genau an diesem Modell der Solidargemeinschaft. Beispielhaft! Und das empfand auch David, wenn er den damit verbundenen Zeugnischarakter betont. Dadurch waren sie nicht nur ein Zeugnis für Israel, sondern auch für andere, die an diesen Gottesdiensten etwas von der Beziehung erkennen konnten, die Gott mit seinem Volk eingegangen war. Die um sie her wohnenden Nationen konnten (und können) die Vorrechte sehen, die denen zukommen, die zu Gottes Volk gehören – und es wird eine Zeit kommen, dass alle Nationen nach Jerusalem hinaufziehen werden, um Gott anzubeten (vgl. Ps 86,9; Sach 14,16).



⁹ Joseph Ratzinger: *Jesus von Nazareth*, Prolog, Freiburg (Herder) 2012, S. 130.

Throne zum Gericht

Spätestens mit dem 5. Vers scheint klar zu sein, dass der Psalm wahrscheinlich erst verfasst wurde, nachdem David König geworden war, andernfalls gäbe der Hinweis auf die »*Throne des Hauses Davids*« keinen Sinn. Aber was soll der Plural? Saß David gleich(zeitig) auf mehreren Thronen? Zweifellos wird der Begriff *Thron* als Synonym für Herrschaft und Macht verstanden, und so wird er auch in der Bibel meist gebraucht. Es gibt aber auch einige Stellen,¹⁰ bei denen die Bedeutung weni-

ger auf der Regierungsgewalt als vielmehr auf der Rechtsprechung liegt – obwohl beides natürlich zusammengehört: Durch ein gerechtes Gericht wird Herrschaft/Führung stabilisiert – und umgekehrt. Mose, kein König zwar, aber der von Gott bestellte Führer seines Volkes, wusste um diesen Zusammenhang: Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, Recht zu sprechen, und zwar im eigentlichen Sinn. Und dazu gehörte, dass er auch gelegentlich Gott befragte, wenn es Streitigkeiten unter denen gegeben hatte, die er durch die Wüste führen sollte (2Mo 18,13ff.). Jethro, sein Schwiegervater, der die Unmöglichkeit des Vorhabens ahnte und voraussah, dass Mose damit heillos überfordert wäre, riet ihm, »*gottesfürchtige Männer, Männer der Wahrheit, die den ungerechten Gewinn hassen*«, zu berufen, die ihn bei der Rechtsprechung unterstützten. Alle großen Rechtshändel sollte er, alle kleinen sollten diese Männer entscheiden. Mose stimmte Jethros Vorschlag zu und bestellte Männer, die ihm fortan – also während ihrer Wüstenreise – halfen.¹¹

Wo Menschen zusammenleben, wird es immer auch zwischenmenschliche Probleme geben, und die Häufigkeit der Problemfälle wächst mit der Größe des Volkes. Auch Israel würde wachsen, wenn es erst im gelobten Land wäre – das hatte Gott natürlich vorausgesehen und deshalb vorgesorgt: Als sein Volk im Begriff stand, Kanaan einzunehmen, um sich dort dauerhaft niederzulassen, befahl er ihm: »*Richter und Vorsteher sollst du dir einsetzen, nach deinen Stämmen, in allen deinen Toren, die der HERR, dein*

¹⁰ Zum Beispiel 1Kö 7,7; Spr 20,8 und insbesondere Offb 20,4.12.

¹¹ Vgl. 2Mo 18,25; 5Mo 1,13ff.



Gott, dir gibst, damit sie das Volk richten mit gerechtem Gericht» (5Mo 16,18). In allen seinen Toren, d. h. in allen befestigten Städten sollte Recht gesprochen werden. Dass es damit wohl nicht immer so gelaufen ist, wie Gott es angeordnet hatte, beweisen zahlreiche Stellen im AT, in denen von Vorteilsnahme und ungerechtem Urteil gesprochen wird.¹²

Gerade deshalb setzte Gott – sozusagen als höchstgerichtliche Instanz – Priester, Leviten und Richter ein, die letztgültiges Recht sprechen sollten. Wo? Natürlich in Jerusalem, an dem Ort, wo Gott seinen Namen wohnen lassen wollte: *»Wenn dir eine Sache zwischen Blut und Blut, zwischen Rechtssache und Rechtssache und zwischen Verletzung und Verletzung zu schwierig ist zum Urteil, [irgendwelche] Streit-sachen in deinen Toren, so sollst du dich aufmachen und an den Ort hinaufziehen, den der HERR, dein Gott, erwählen wird. Und du sollst zu den Priestern, den Leviten, kommen und zu dem Richter, der in jenen Tagen da sein wird, und dich erkundigen; und sie werden dir den Rechtsspruch verkünden. Und du sollst entsprechend dem Spruch tun, den sie dir verkünden werden von jenem Ort aus, den der HERR erwählen wird, und sollst darauf achten, nach allem zu tun, was sie dich lehren werden« (5Mo 17,8ff.).* Auch das also war ein Grund, sich auf Jerusalem zu freuen.

Bittet um den Frieden Jerusalems

Ist es da verwunderlich, dass David zur Fürbitte auffordert, zum Gebet für die Stadt, die Gott sich als sein Eigentum erwählt und wo zu wohnen er zugesagt hatte (1Kö 11,36; Ps

9,11)? Frieden wünscht er ihr, oder wie andere das hebräische *scha-lom* übersetzen: Wohlfahrt, Wohlergehen. Und beides hängt ja eng miteinander zusammen – das eine ohne das andere bleibt ungenießbar. In einem anderen Psalm hatte David Gott selbst gebeten, Gutes für Jerusalem (Zion) zu tun und ihre Mauern aufzubauen (51,18). Als ob es ihm bewusst geworden wäre, dass einer allein nicht ausreichend ist, Gottes Hilfe zu erleben, wendet er sich hier nun an andere Menschen, die ihrerseits Gott bitten sollen, sich Jerusalems anzunehmen.

Allen, denen Jerusalem ein Anliegen ist, wünscht er Gutes, auch ihnen soll es gut gehen. Und damit greift David ein Prinzip auf, das 1000 Jahre zuvor Gott selbst gegenüber Abraham formuliert hatte. Damals ging es um den Patriarchen und seine Nachkommen, also letztlich um das Volk der Juden. Aber nicht wegen der Juden selbst oder ihrer Verdienste, sondern weil Gott sie als sein Volk erwählt hatte: *»Ich will dich zu einer großen Nation machen und dich segnen, und ich will deinen Namen groß machen; und du sollst ein Segen sein! Und ich will die segnen, die dich segnen, und wer dir flucht, den werde ich verfluchen; und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter der Erde!« (1Mo 12,2f.)*

Die Liebe zu Jerusalem, die Freude an Zion war (und ist?) eines der elementaren Charakteristika des jüdischen Volkes. Der Dichter des 137. Psalms¹³ will sich gar verwünschen, wenn ihm Jerusalems Wohlfahrt egal sein und er die Stadt je vergessen sollte. Dies scheint ihm so unmöglich, dass er

sich für diesen Fall sogar bereitwillig Unheil an den Hals wünscht. Er hat die Vorzüge dieser Stadt kennen und schätzen gelernt und kann es sich schlechterdings nicht vorstellen, sich irgendwann nicht mehr daran zu erinnern.¹⁴

So hat es wohl auch David empfunden. In den beiden letzten Versen dieses Psalms versichert er nochmals seine Wünsche und Hoffnungen für die geliebte Stadt, wobei er offensichtlich keinerlei egoistische Motive hegt – die man ihm, der sich Jerusalem als Hauptstadt bestimmt hatte, durchaus hätte unterstellen können. Nein, zwei hehre Motive leiten ihn: seine Brüder und Gefährten, also seine eigenen Landsleute, die gerade in Zion die Zugehörigkeit zum Gottesvolk in besonderer Weise erfahren und erleben können; und Gott selbst, dessen Heiligtum in dieser Stadt steht, in dem er sich von seinem Volk finden lässt.

Horst von der Heyden

¹² Vgl. z. B. Ps 94,6; Jes 1,17.23; 5,28; Hes 22,7.12.29; Am 5,12; Mi 3,1ff.; Zeph 3,1ff.; Mal 3,5 u. a.

¹³ Der 137. Psalm ist wohl in der babylonischen Gefangenschaft, also einige hundert Jahre nach David entstanden.

¹⁴ Im gleichen Psalm dagegen erbittet er Fluch über Edom, das Brudervolk der Juden, das bei der Eroberung Jerusalems Hurra geschrien und sogar die Chaldäer bei ihrem Zerstörungswerk angefeuert hatte. Vgl. das Gesicht Obadjas, der das Gericht über Edom beschreibt und ausführlich begründet.

Fangt die kleinen Füchse

Der Frühling ist die Zeit des Jahres, wenn alles erwacht und blüht – auch die Liebe. Der kalte, scharfe Wind und die kahlen Zweige verschwinden. Eine warme, sanfte Brise und farbenfrohe Blüten kommen hervor. Aufkeimendes Leben und aufkeimende Liebe überall. Es ist schön zu leben! Wie herrlich, dann einen Spaziergang im Park oder im Wald zu machen – besonders mit einer Person, die man liebt!

He, Moment mal! Was hat das alles mit der Bibel zu tun? Und mit dem obigen Titel? Das klingt nicht gerade biblisch. Nun, die Bibel hat über die Liebe zwischen den Geschlechtern durchaus eine Menge zu sagen – auch über »zarte Romanzen«. Tatsächlich geht es im gesamten Hohelied Salomos um Liebe und Romantik. Was den obigen Titel betrifft, so ist er direkt der Bibel entnommen (Hl 2,15). Weiter unten werden wir sehen, dass der Ausdruck »kleine Füchse fangen« eine wichtige bildliche Bedeutung im Hinblick auf eine Liebesbeziehung hat. Er hat übrigens nichts damit zu tun, dem anderen Geschlecht hinterherzujagen! Aber bevor wir zur Bedeutung dieses Ausdrucks kommen, wollen wir uns noch einige allgemeine Gedanken zum Hohelied Salomos machen.

Verschiedene Auslegungen

Manche Christen haben das Hohelied noch nie gelesen, geschweige denn verstanden. Diejenigen, die es gelesen und studiert haben, wissen, dass nicht alle Bibelausleger und -kommentatoren in der Interpretation übereinstimmen. Manche meinen, dass es in der Geschichte nur *zwei* Liebende gibt, während andere sagen, dass *drei* Liebende beteiligt sind. Die »Drei-Liebende- (oder Dreiecks-) Theorie« kam zum ersten Mal im späten 18. Jahrhundert auf, ist also noch ziemlich neu in der Kirchengeschichte. Nach dieser Theorie findet die wahre Liebesgeschichte nicht zwischen König Salomo und dem Mädchen Sulamith statt, sondern zwischen dem jungen Mädchen und einem Hirtenjungen. Sulamith (vielleicht aus dem Gebiet von Sunem in Nordisrael) und der Hirte stammen aus dem einfachen Landvolk; sie verlieben sich und wollen heiraten. Doch dann kommt der »Bösewicht« in diesem »Melodrama«: König Salomo. Als er das schöne Mädchen sieht, begehrt er es und entführt es in seinen ohnehin schon großen (6,8) königlichen Harem. Aber trotz all seines Werbens und seines Reichtums kann Salomo Sulamith nicht dazu bringen, sich ihm hinzugeben. Sie bleibt ihrem Verlobten, dem Hirtenjungen, treu und redet und träumt immer

nur von ihm. In der Zwischenzeit kommt der Hirte nach Jerusalem, um zu sehen, wie er seine Verlobte aus den Klauen Salomos befreien kann. Zum Schluss gibt Salomo dem Mädchen seine Freiheit zurück. Sie und ihr Hirte reisen dann gemeinsam nach Hause zurück und freuen sich auf ihre Hochzeit.

Nach der traditionellen »Zwei-Liebende-Theorie« ist das Hohelied der historische Bericht von König Salomos wahrer Liebe zu dem Bauernmädchen Sulamith. Salomo sah dieses schöne Mädchen während einer Reise in den Norden seines Königreichs – vielleicht während eines Besuchs königlicher Ländereien oder Weinberge. Sulamith arbeitete nebenan im Weinberg ihrer eigenen Familie (1,6), als Salomo sie erblickte. Sie hatte keine Ahnung, dass sie schon bald ein »Aschenputtel« werden sollte. Anstatt seine Macht als König zu gebrauchen, um das Mädchen in seinen Harem zu entführen, beschloss Salomo, sich selbst als Hirte zu verkleiden, um das Herz des Mädchens durch langsames Aufbauen einer Liebesbeziehung zu gewinnen. Der Plan funktionierte! Bald offenbarte Salomo ihr seine wahre Identität, und kurze Zeit später war das Paar verheiratet. Natürlich scheute der König keinen Aufwand für diese Hochzeit. Die Hochzeitsprozession mit all ihrem Prunk wird am Ende von Kapitel 3 beschrieben, die eigentliche Hochzeit findet in Kapitel 4 statt, und am Anfang von Kapitel 5 wird die Ehe vollzogen. Der Rest des Buches zeigt, wie die Liebesbeziehung zwischen Salomo und seiner Braut im königlichen Palast und unter den Augen der Öffentlichkeit immer tiefer und reifer wird.

Das heißt allerdings nicht, dass die Geschichte mit dem Hinweis enden würde: »Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.« Nein, das ist nicht irgendein Märchen, sondern eine wahre Lebensgeschichte – auch wenn sie in dichterischer Form geschrieben ist. In Kapitel 5 gibt es z. B. ein kleines Missverständnis zwischen den Liebenden. Und am Ende von Kapitel 7 bis zum Anfang von Kapitel 8 scheint Sulamith wegen all der Anforderungen des öffentlichen Lebens am königlichen Palast ein wenig nervös zu sein. Sie hätte Salomo viel lieber für sich, dort in dem einfachen Dorf, wo sie aufgewachsen ist. Wie gern wäre sie frei von all den gesellschaftlichen Umgangsformen und Tabus, die das öffentliche Zeigen von Zuneigung verbieten, sodass sie ihren Mann in der Öffentlichkeit küssen könnte – wie einen Bruder (8,1). Aber trotz dieser kleinen Wellen wächst die Liebe zwischen Mann und Frau weiter. Sie triumphiert über alle Missverständnisse. Auch die kleinen Enttäuschungen können ihre Liebesbeziehung nicht zerstören.

Würden doch auch wir auf diese Weise an unseren Liebesbeziehungen arbeiten – unserer Liebe zum Herrn, unserer Liebe zu der besonderen Person, die Gott uns an die Seite gestellt hat oder stellt, und unserer Liebe zueinander! Genau da wird es wichtig, »kleine Füchse zu fangen«.

Arbeiten an der Beziehung

Die Bemerkung mit den Füchsen kommt im Lied an einer Stelle vor, die anscheinend das Ende eines herrlichen Frühlingsspaziergangs über die



Hügel mit all der Schönheit der gerade erwachenden Natur beschreibt (2,10–13).

Die Liebenden entschließen sich, an ihrer Beziehung zu arbeiten und nichts hereinkommen zu lassen, was ihre Schönheit zerstören könnte. Sie vergleichen potenzielle Probleme in ihrer blühenden Romanze mit kleinen Füchsen. Wie kleine Füchse durch Nagen an den zarten Trieben den Weinberg ruinieren können, können auch die kleinen Probleme, die in einer wachsenden Liebesbeziehung unausweichlich auftauchen werden, die Beziehung zerstören. Diese »kleinen Füchse« müssen gefangen und aufgehalten werden, bevor sie weiteren Schaden anrichten können.

»Kleine Füchse« scheinen immer dann zu kommen, wenn alles in unserer Liebesbeziehung richtig gut geht – wenn die »Weinberge in Blüte stehen«. Nehmen wir z. B. unsere Liebesbeziehung zum Herrn. Gerade wenn alles gut zu sein scheint, taucht der »kleine Fuchs« der Nachlässigkeit auf – Nachlässigkeit im täglichen Lesen von Gottes Wort oder im regelmäßigen Gebet. Und wie steht es mit unserer Beziehung zu dem besonderen Menschen, den Gott für uns bestimmt hat? Wie oft verursachen die »kleinen Füchse« verletzender Worte unnötige Zerwürfnisse in Beziehungen, die sonst so schön sein könnten. Und dann gibt es die »kleinen Füchse« der Eifersüchteleien und Mini-Missverständnisse, die unsere Liebe zueinander zerstören wollen. Wie schade! Ohne



einige entschlossene »Fangaktionen« unsererseits werden die kleinen Füchse weiter fressen, bis sie zu großen Füchsen geworden sind!

Sex ist in Ordnung

Unabhängig davon, welcher Auslegungsvariante man folgt, können dem Hohelied viele praktische Anwendungen entnommen werden. Selbst wenn man den Satz »*Fangt die kleinen Füchse*« anders versteht (eine Deutung besagt, dass es die Worte von Sulamiths Brüdern sind, die ihre Schwester auffordern, mit ihren Tagträumen aufzuhören und buchstäblich zum familieneigenen Weinberg zurückzukehren, um die Reben vor den Füchsen zu schützen), ist die Geschichte immer noch voller Lektionen für uns. Das kommt daher, dass es eine Liebesgeschichte ist. In jeder Liebesgeschichte der Bibel finden wir viele wertvolle Lektionen, die wir auf unsere eigenen Liebesbeziehungen anwenden können.

Die großartigste Lektion, die wir aus dem Hohelied Salomos lernen können, ist wahrscheinlich die, dass Sex in Ordnung ist. Sex ist kein Tabu und nicht nur ein notwendiges Mittel, um die Menschheit fortzupflanzen! Nein, körperliche Liebe zwischen Ehemann und Ehefrau ist ein wunderbares Geschenk Gottes. Solange sie sich in den von Gott bestimmten Grenzen bewegt (und die Bibel zeigt uns die Grenzmarken ganz deutlich), ist Sex etwas Wunderbares. Einige antike Rabbiner verboten es hebräischen Jungen, das Hohelied vor ihrem 30. Geburtstag zu lesen, damit ihre Gedankenwelt vor »ungesunden Fantasien« bewahrt würde. Aber in Wirklichkeit zeigt das Hohelied Salomos eine gesunde Sicht von dem, was Sex ist, und lehrt uns die Heiligkeit der Liebe und der Ehe.

Christus und seine Gemeinde

Da das Hohelied die tiefe und wunderschöne Liebe zwischen Mann und Frau schildert, ist es natürlich auch eine schöne Illustration der Beziehung zwischen Christus und seinem Volk. Gott hat es so vorgesehen, dass die Liebesbeziehung zwischen einem Mann und seiner Braut ein Spiegelbild der Liebesbeziehung zwischen Christus und seiner Braut, der Gemeinde, ist (Eph 5,31f.). Was für ein gewaltiges Zeugnis für den Herrn wird deine Ehe sein, wenn du dir von Anfang an vornimmst, dass sie das wunderbare Geheimnis der Liebe des Herrn zu uns widerspiegeln soll! Das setzt viel harte Arbeit voraus, weil viele »kleine Füchse« gefangen werden müssen. Lass die »kleinen Füchse« nicht die Botschaft verderben, die Gott durch deine Ehe verbreiten will.

Schlaue kleine Füchse sind nicht immer leicht zu fangen, aber es ist nicht unmöglich. Auch die Probleme, die in jeder wachsenden Liebesbeziehung kommen werden, sind nicht immer leicht zu »fangen«, aber mit eifriger Bemühung und göttlicher Hilfe ist diese Aufgabe nicht unüberwindlich.

David R. Reid

Quelle: www.soundwords.de

Wo ist das Haus Gottes?

Mit dem Begriff »Haus Gottes« verbinden unsere Mitmenschen verschiedene Vorstellungen; die meisten werden sicherlich an irgendwelche Sakralbauten denken. Einige werden sich auch an die Worte des Apostels Paulus erinnern: »... *damit du weißt, wie man sich verhalten muss im Hause Gottes, das die Gemeinde des lebendigen Gottes ist, die Säule und die Grundfeste der Wahrheit*« (1Tim 3,15).

Jakob in Bethel

Im Alten Testament begegnet uns der Begriff »Haus Gottes« zum ersten Mal in 1Mo 28,17, als Jakob Gott gelobte, in Bethel (= Haus Gottes) ein Haus Gottes zu errichten. Später wurde er nach gefährlichen Irrwegen von Gott wieder nach Bethel geschickt (1Mo 35,1). Aber bevor Gott ihm den Segen Abrahams geben konnte und er zur Anbetung Gottes würdig wurde, mussten die fremden Götter aus seinem Haus verschwinden. Diese Vorbedingung gilt auch heute. Achten wir darauf: Es geht nicht nur um unsere persönliche Stellung vor Gott, sondern auch um die unseres Hauses (vgl. 1Tim 3,4f.12).

Gott wählt den Ort der Anbetung

Später wurde das Zelt der Zusammenkunft »Haus Gottes« genannt (Ri 18,31). Auch David bezeichnete das Zelt, das er für die Bundeslade in Jerusalem errichtet hatte, als Haus des HERRN (2Sam 6,17; 12,20; vgl. auch Ps 23,6). Gott segnete ihn ganz außerordentlich, weil er das Anliegen hatte, Gott ein Haus zu bauen (2Sam 7,1–16). Aber der Ort für dieses Haus war noch nicht offenbart worden (5Mo 12,4f.). Erst nach einem schweren Gericht über Israel erkannte David, welchen Ort Gott für sein Haus ausgewählt hatte, und wagte fortan nicht mehr, an einem anderen Ort Gottes Angesicht zu suchen (1Chr 21,28–22,1; vgl. auch 5Mo 12,8–14). Nun hatte Gott sein Volk zu der verheißenen Ruhe geführt und ließ die in 5Mo 12 gegebene Anordnung in Kraft treten. David, der Mann nach Gottes Herzen, hielt sich bis an sein Lebensende an diese Anordnung.

Gottesdienst im Tempel und auf den Höhen

Dauids Sohn Salomo liebte den HERRN (1Kö 3,3); jedoch begann er seinen Gottesdienst an einem Ort, den Gott nicht erwählt hatte. Und Gott war so gütig, dass er an diesem Ort trotzdem im Traum zu ihm sprach. Es war ja auch ein Ort mit bester Tradition, die Höhe Gibeon mit der Stiftshütte und dem Brandopferaltar. David selbst hatte dort regelmäßige Gottesdienste eingerichtet. Ist es deshalb verwunderlich, dass sein Sohn dort den HERRN suchte? Er war nicht vom Schrecken über das Schwert des HERRN erfasst wie sein Vater David. Allerdings hatte David diesen Gottesdienst aus der Übergangszeit auf der Höhe Gibeon anscheinend nicht abgeschafft, nachdem Gott den Ort seiner Wahl offenbart hatte. In Israel wucherte dann der Höhendienst neben dem wahren Gottesdienst im Haus Gottes in Jerusalem. Erst kurz vor der babylonischen Gefangenschaft machte König Josia mit diesem eigenwilligen Gottesdienst auf den Höhen Schluss (2Kö 23,4–20.25).

Anbetung Gottes in neutestamentlicher Zeit

Was können wir aus diesen Geschichten lernen? Wir wissen, dass die Zeit gekommen ist, wo Gott nicht mehr an irgendwelchen »heiligen Stätten« angebetet wird. Gott sucht stattdessen wahre Anbeter, die ihn in Geist und Wahrheit anbeten. Was hat das aber mit dem »Haus Gottes« zu tun? Wo ist heute Gottes Haus?

Wir haben uns am Anfang an 1Tim 3,15 erinnert, wo die Gemeinde als Haus Gottes bezeichnet

net wird. Ist Gottes Haus überall da,

- wo sich Christen zum Gottesdienst versammeln?

- wo Menschen zusammenkommen, die wirklich Gott lieben?
- wo Gott mit Menschen spricht und ihnen Segen verheißt?

Zur Beantwortung dieser Fragen kann uns die Lektion über die Höhe Gibeon und den Berg Morija (1Kö 3,3f.; 2Chr 3,1) wertvolle Hilfe leisten.

Wenn also »Gottes Haus« nicht so weitreichend definiert werden kann, was ist dann damit gemeint? Ich meine, die richtige Definition wird durch den Begriff selbst klar gegeben.

Die Frage der Autorität

Wir brauchen uns nur zu überlegen, was es bedeutet, wenn wir vom »Haus des Herrn X« sprechen. Es ist klar, dass Herr X dort Hausherr ist. Wenn nun jemand in sein Haus kommt und dort tut, was er will, begeht er Hausfriedensbruch. Was tut Gott, wenn Menschen in seinem Haus tun, was sie wollen? Vergleichen wir Joh 2,16 mit Mt 23,38. Zu Beginn seiner öffentlichen Tätigkeit bezeichnete unser Herr Jesus den Tempel in Jerusalem als das Haus seines Vaters; am Ende dagegen, als die religiösen Führer ihren Eigenwillen durchsetzten, nennt er es »euer Haus«. Es gibt also die Möglichkeit, dass Gott sich aus seinem Haus zurückzieht und es Menschen überlässt, die sich nicht von seinem Willen leiten lassen wollen.

Israel und Juda hatten nicht aus der eigenen Geschichte gelernt. Der HERR hatte Juda gewarnt: »Dann geht doch hin zu meinem Anbetungs-ort, der in Silo war, wo ich früher mei-



nen Namen wohnen ließ, und seht, was ich mit ihm getan habe wegen der Bosheit meines Volkes Israel!« (Jer 7,12). Aber Juda verließ sich auf Lügenworte und behauptete, Gott könne Jerusalem nicht dem Gericht übergeben, da dort ja der Tempel des HERRN stand (Jer 7,4). Deshalb fragte der HERR durch Jeremia: »Ist denn dieses Haus, über dem mein Name ausgerufen ist, eine Räuberhöhle geworden in euren Augen?« (Jer 7,11). Danach kündigte er das Gericht auch über dieses Haus an: »Und nun, weil ihr all diese Taten getan habt, spricht der HERR, ... so werde ich mit diesem Haus, über dem mein Name ausgerufen ist, worauf ihr euch verlasst, und mit dem Ort, den ich euch und euren Vätern gegeben habe, ebenso verfahren, wie ich mit Silo verfahren bin« (Jer 7,13f.). Einige Zeit später spricht dann der HERR: »Ich habe mein Haus verlassen, mein Erbteil verstoßen, ich habe den Liebling meiner Seele in die Hand seiner Feinde gegeben« (Jer 12,7). Man spürt diesen Worten an, wie schwer es dem HERRN wurde, den Liebling seiner Seele dem Gericht zu übergeben. Im letzten Kapitel des Buches Jeremia wird dann die Vollstreckung des Gerichts an Jerusalem und dem Tempel berichtet (Jer 52,13).

Gott ändert auch in neutestamentlicher Zeit nicht die Prinzipien seines Handelns. Die Gemeinde ist jetzt der Tempel Gottes (2Kor 6,16) – auch die Gemeinde in Laodizea. Aber zu der Zeit des Sendschreibens war diese Gemeinde gerichtsreif. Der Herr stand als Richter außerhalb der Gemeinde und war bereit, sie auszuspeien (Offb 3,16). Gleichzeitig mit der Gerichtsandrohung an die Gemeinde steht

der Herr Jesus aber vor der Tür des einzelnen (nur äußerlichen?) Gemeindeglieds und bittet um Einlass (Offb 3,20). Gibt es Parallelen dazu auch in der Kirchengeschichte?

In der Kirche zur Reformationszeit

Denken wir an die Reformationszeit. Luther fand durch Gottes Güte zurück zur Gerechtigkeit aus Glauben. Er verstand, dass sich die Menschen nicht mit »guten Werken« einen Platz im Himmel erkaufen können, sondern dass sie mit dem Blut Jesu Christi aus der Sklaverei Satans freigekauft wurden. Diese Erlösung wird durch persönlichen Glauben für den einzelnen Menschen rechtskräftig, denn Gott zwingt keinen Menschen, seine Erlösung anzunehmen. Luther erkannte auch, dass die Menschen, die diese Erlösung im Glauben angenommen hatten, nun auch so als Gemeinde zusammenkommen sollten, dass Gott in allem die Autorität hat (vgl. seine Vorrede zur Deutschen Messe). Später verwarf er diesen Gedanken als undurchführbare Utopie und unterstellte die junge evangelische Kirche der Autorität der evangelischen Landesherren. Gotteskinder, die diese weltliche Autorität in der Gemeinde nicht akzeptierten, wurden auf Luthers Rat hin des Landes verwiesen. Zur gleichen Zeit wandelte sich Luther von einem Freund Israels zum Begründer des Antisemitismus innerhalb der evangelischen Kirche. Und Gott überließ diese Organisation den Menschen, die »kraft ihres Amtes« die Autorität beanspruchten.

Im Bund (BfC) von 1937

Mit Hitlers Machtergreifung begann auch das Ringen um die »Gleichschaltung« der christlichen Kreise. Der NS-Staat beanspruchte die Autorität in der Gemeinde Gottes und verbot 1937 die »Christliche Versammlung«. Nach einiger Zeit handelten Dr. Hans Becker und andere Brüder mit den NS-Behörden einen Kompromiss aus, der es gestattete, die früheren Glieder der »Christlichen Versammlung« unter den Bedingungen der Gestapo nach straffem Führerprinzip und in Übereinstimmung mit den Grundsätzen des NS-Staates neu zu organisieren. Wer hatte in dieser Organisation (BfC) die Autorität? War diese Organisation bzw. waren die einzelnen Gemeinden »Haus Gottes«? Gab es nach 1945 eine wahrhaftige, konsequente Umkehr von diesem falschen Weg? Mir wurde von echter Umkehr einzelner Gemeinden berichtet. Geschwister, die zur »Alten Versammlung« zurückgingen, haben dagegen in der Regel eine radikale Umkehr von dem Kompromissweg während der NS-Zeit vollzogen.

In der »Alten Versammlung« heute

Wäre es dann für mich nicht konsequent, ebenfalls zur »Alten Versammlung« zu gehen? Um diese Frage zu beantworten, muss geklärt werden, ob dort die Autorität Gottes respektiert wird. Hierbei geht es mir nicht um einzelne Fälle, wo die alte menschliche Natur Gottes Willen widersteht. Das kommt – leider – in allen Gemeinden vor und muss uns immer wieder neu zur Umkehr führen. Für mich ist entscheidend, ob in einer Gemeinde Regeln oder Vor-

schriften allgemein anerkannt und durchgeführt werden, die mit Gottes Autorität in Konflikt stehen. So etwas gibt es leider auch in der »Alten Versammlung«.

Es ist mehrfach vorgekommen, dass Gotteskinder zu Unrecht von Versammlungen ausgeschlossen wurden. Solch ein Ausschluss wurde dann jahrelang von allen anderen Versammlungen dieses »Circle of Fellowship« praktisch befolgt, obwohl in mindestens einem speziellen Fall fast alle anderen Versammlungen von der Unrechtmäßigkeit des Ausschlusses überzeugt waren. Auf diese Weise wird durch ein von Menschen eingeführtes Formalgesetz die Autorität Gottes in seinem Haus missachtet – genau wie vor knapp 2000 Jahren bei den Pharisäern (vgl. Mk 7,8–13).

Neben der formalistischen Anerkennung auch von ungerechtfertigten Ausschlüssen gibt es leider noch andere Beispiele dafür, dass in der »Alten Versammlung« menschliche Vorschriften mit Gottes Autorität in Konflikt stehen, so z. B. bei der Frage der Anerkennung neuer Versammlungen. Auf diesem Flügel des Spektrums christlicher Gemeinden wurde aus der Bemühung, die Einheit des Leibes Christi zu wahren, in der praktischen Ausführung Gott die Autorität in seinem Haus streitig gemacht. Es ist mir vom Gewissen her unmöglich, mich solchen Menschengeboten zu beugen.

Im Bund Evangelisch-

Freikirchlicher Gemeinden heute

Auf dem anderen Flügel des Spektrums christlicher Gemeinden herrschen andere Missstände. Hier



werden z. B. Aussagen der Bibel als Mythen betrachtet (eine von den Sadduzäern her bekannte Denkweise, vgl. Apg 23,8) und klare Anweisungen Gottes für das Verhalten in seinem Haus außer Kraft gesetzt. Ein Beispiel dafür ist die Ordination von Frauen (vgl. 1Kor 14,34f.; 1Tim 2,12–14). Vertretern dieses Flügels erscheinen Bedenken gegen die Frauenordination als Haarspalterei. Für sie ist ein geschlossenes Erscheinungsbild der Christen vor der Welt das wesentliche Leitmotiv. Dieses Leitmotiv ist sicherlich gut, aber der Zweck heiligt nicht die Mittel! Kann man von Christen solcher Prägung erwarten, dass sie für andere Verständnis haben, deren Hauptanliegen die Autorität Gottes in seinem Haus ist? Können diese Christen verstehen, dass es mir unter solchen Bedingungen kaum möglich ist, Gott in Geist und Wahrheit anzubeten?

Die Ordnungen der Väter

Vielleicht kann unser Beispiel von David und Salomo dieses Verständnis fördern. David war durch das Erlebnis von Gottes Gericht und Gnade so tieferschüttet, dass er nicht einmal wagte, vor den nach Gottes Angaben gebauten Altar zu treten, um Gott zu opfern, wie es Israel jahrhundertlang nach Gottes Willen getan hatte. Sein Erlebnis mit dem heiligen und erbarmenden Gott bestimmte bis zu seinem Lebensende seinen Gottesdienst.

Salomo hatte noch keine ähnliche Erfahrung mit Gott gemacht. Aber er »liebte den HERRN, sodass er in den Ordnungen seines Vaters lebte« (1Kö 3,3). Dazu gehörte auch der von seinem Vater eingeführte Gottesdienst auf der Höhe Gibeon. Sa-

lomo richtete sich also danach, wie sein Vater früher einmal den Willen Gottes verstanden hatte, und baute anschließend an dem Ort nach Gottes Wahl den Tempel. Ein Studium von 5Mo 12 hätte ihn vor dieser Zweigleisigkeit bewahren können, nicht aber die Orientierung an der Tradition, die sein Vater eingeführt hatte. Deshalb sollten wir – trotz aller Hochachtung vor den Glaubenstaten von Gottesmännern wie Luther, Darby und anderen – unsere Entscheidungen in der Gemeinde allein an Gottes Wort ausrichten. Dabei muss unsere Gottesfurcht so dominieren, dass Menschenfurcht völlig gegenstandslos wird. Andernfalls besteht die ernste Gefahr, dass Kompromisswege die Autorität Gottes infrage stellen.

Vermeidung von menschlichem Streit

Zwischen Vertretern der oben dargestellten entgegengesetzten Flügel kam es in der Vergangenheit leider oft zu Spannungen und Streit – zur Unehre Gottes. Wie kann dies in Zukunft vermieden werden?

Zwei oder drei Christen wollen sich im Namen Jesu Christi versammeln. Was bedeutet das praktisch? Wir wollen uns das an einem Beispiel aus dem Arbeitsleben verdeutlichen. Wenn ein Untergebener im Namen seines Chefs einen Brief schreiben soll, so wird zuerst ein Entwurf zur Genehmigung vorgelegt. Der Chef streicht alles an, was nach Form und Inhalt nicht seinem Wunsch entspricht. Nur wer seinen Chef sehr gut kennt, wird schon beim ersten Entwurf volle Zustimmung finden.

Auf den geistlichen Bereich

übertragen zeigt uns dieses Beispiel, dass wir uns nur dann wirklich im Namen unseres Herrn Jesus versammeln können, wenn wir ihn sehr gut kennen; dann ist er in unserer Mitte, und wir handeln in voller Übereinstimmung mit seinem Willen. Es wird kaum jemand behaupten, dass diese wunderbare Übereinstimmung mit seinem Willen heute die Versammlungen der Gläubigen bestimmt.

Wenn sich also heute zwei oder drei Christen versammeln und dabei bekennen, dies im Namen Jesu Christi zu tun, so ist damit noch lange nicht garantiert, dass alles nach seinem Willen und Wohlgefallen geschieht. Unsere Situation kann mit einem Dreieck oder einer Pyramide verglichen werden. Wir alle bekennen, dass Jesus Christus unser Herr ist und dass wir im Glauben mit ihm verbunden sind. Im Bild lässt sich das darstellen, indem Jesus Christus die Spitze eines Dreiecks oder einer Pyramide bildet. Die zwei bzw. drei Christen bilden dann die Endpunkte der Grundlinie bzw. die Ecken der Grundfläche des Dreiecks bzw. der Pyramide. Kommen nun die einzelnen Christen dem Herrn näher, so verkleinert sich gleichzeitig auch ihr Abstand voneinander. Der beste Weg zum Einssein wirklicher Christen ist deshalb eine engere Verbindung des einzelnen Gläubigen mit seinem Herrn.

Der Weg zu Gottes Haus heute

Indem wir beginnen, Gottes Nähe mit allen Kräften zu suchen, tun wir Gottes Willen (5Mo 6,5) und lieben ihn mit allen Kräften. Das Begraben des Kampfes für den eigenen Standpunkt entspricht dem



Begraben der falschen Götter in 1Mo 35,2–4 und ist eine Voraussetzung für wahre Anbetung. Eine weitere Voraussetzung finden wir in Hebr 13,13. Vor einigen Generationen haben mutige Christen ihre religiösen Lager (christliche Denominationen) verlassen und dafür die Schmach Christi getragen. Heute findet in verschiedenen Ländern ein ähnlicher Prozess statt, indem ganze Gemeinden den biblischen Weg suchen und sich dabei nicht durch die Kritik anderer Gemeinden ihrer Tradition abschrecken lassen. Diese Umkehr zu einem Weg der Ausgewogenheit von Wahrheit und Liebe beobachte ich mit großer Freude und Dankbarkeit.

Wo Gotteskinder in dieser Herzenshaltung zusammenkommen, auch wenn es nur zwei oder drei sind, ist der Herr in uneingeschränkter Autorität in ihrer Mitte (Mt 18,20). Auf diese Weise kön-

nen wir auch heute Gottes Haus finden. Ein guter Start auf diesem Weg zu Gottes Haus ist das Gebet Davids aus Ps 139,23f.: »Erforsche mich, Gott, und erkenne mein Herz. Prüfe mich und erkenne meine Gedanken! Und sieh, ob ein Weg der Mühsal [oder: des Abgotts] bei mir ist, und leite mich auf dem ewigen Weg!«

Hartmut Ising

Das Kreuz mit dem Staat

Wenn man einmal von Adam, Eva und ihren Nachkommen absieht, gehört es zum menschlichen Lebensschicksal, in einen Staat hineingeboren zu sein. Selbst Abraham, der aus Ur in Chaldäa wegzog, hat in einem entwickelten Staatswesen das Licht der Welt erblickt. Auch der Herr wurde als herodianischer bzw. römischer Untertan geboren.

Von biblischer Zeit an gehört es also zum Schicksal des Menschen, in einen Staat hineingeboren zu werden, und so erscheinen die staatlichen Realitäten in der Bibel immer wieder mit derselben Selbstverständlichkeit wie Geburt und Tod, Tag und Nacht, Regen und Sonne. Das Verhältnis des Menschen zum Staat wird auch nicht so erörtert, wie wir uns das im 20. oder 21. Jahrhundert vielleicht gewünscht hätten. In der Bibel sind die Textstellen, die für unser Thema in Frage kommen, primär in andere Zusammenhänge eingebunden. Erst in zweiter Linie wird das Verhältnis Christ und Staat zum Thema, so auch in Röm 13, der vielleicht bekanntesten Stelle in Bezug auf unser Problem. Dort ist das übergeordnete Thema die Verwirklichung der christlichen Lebenspraxis.

Dass das so ist, hat unter anderem damit zu tun, dass die Pro-

bleme, die wir als Christen heute vielleicht mit dem Staat haben und die unsere Väter und Vorväter damit hatten, nicht die Probleme der neutestamentlichen Christen waren. Der römische Weltstaat war heidnischer Natur, in Sachen Religion tolerant bis uninteressiert. Er behandelte die meisten seiner Einwohner, nämlich alle Nicht Römer, wenig besser als Sklaven. So wurden die Christen nicht nur von ihrem Selbstverständnis her, sondern auch durch die politischen Verhältnisse immer wieder daran erinnert, dass sie Fremde in dieser Welt waren. Die Verhältnisse waren also klar: hier der weltliche Staat, in dem die Heiden das Sagen hatten, und da die Christen, die ihr Bürgertum in den Himmeln sahen und von dort ihren Herrn erwarteten. Dieses harte Gegenüber kennzeichnete die Lebenswelt der Christen bis Kaiser Konstantin, und seit dieser Zeit fingen Probleme für



die Christen an, die auch uns heute noch bewegen.

Mit Konstantin fing alles an

Als der heidnische Kaiser Konstantin im Jahre 313 das sogenannte Toleranzedikt von Mailand verkündete, das den Christen die religiöse Gleichberechtigung bescherte, stand neben möglicherweise christlichen Überlegungen in jedem Fall die politische Überlegung dahinter, die Kirche für seine Politik einzuspannen, die ja etwas höchst Weltliches war. Seine Erwartungen wurden zwar nicht so erfüllt, wie er sich das gedacht hatte, denn auch damals waren die Christen heillos zerstritten. Was sich jedoch für die Kirche von jetzt ab entscheidend änderte, war ihr Verhältnis zum Staat. Die Kirche wurde für den (weltlichen) Staatsdienst vereinnahmt, und von den einzelnen Christen wurde erwartet, dass sie für diesen Staat einstanden. Als Christ konnte man jetzt sogar politische Karriere machen, und römische Heiden wurden um der Karriere willen Christen. Wie es im Herzen aussah, das sah ja keiner.

Es ist leicht vorstellbar, welche Folgen das für die Kirche hatte. Seit dieser Zeit ist die Vereinnahmung des Christen durch den Staat für unchristliche, höchst profane Zwecke eine Versuchung erster Sorte, und die christliche Kirche war seit damals mehr oder weniger

im Dienst des Staates. Im Mittelalter war es die Kirche, die dem Staat ihr Verwaltungs-»Know-how« zur Verfügung stellte, mit der Konsequenz, dass Kirche und Staat eine fast unlösbare Einheit bildeten.

Fürsten als Bischöfe – Luther als Organisator

Luther entschloss sich dann in der Reformation zu einem folgenreichen Schritt. Als er vor der Aufgabe stand, den »evangelisch gewordenen Menschen« eine Kirchenorganisation zu geben, entschied er sich dafür, die Landesherren zu Oberhäuptern der jeweiligen Landeskirche zu machen, natürlich nur, wenn sie auch evangelisch waren. Damit stellte er die Einheit von Kirche und Staat unter einem weltlichen Oberhaupt wieder her. Der König war für den evangelischen Christen nicht nur König, weltlicher Herr, sondern auch Bischof (Aufseher), geistlicher Herr. Guter Christ und guter Untertan zu sein war ein und dasselbe. Diese Ordnung blieb auch erhalten, als im Verlauf der Geschichte das Christentum als lebendiges Bekenntnis immer schwächer wurde, die sogenannte Säkularisation (Verweltlichung) immer weiter um sich griff und auf der anderen Seite immer mehr Menschen um ihres Glaubens willen die Staatskirchen verließen.

Die Herrscher als Vorsteher ih-

rer Staatskirchen hielten natürlich daran fest, ihrer Herrschaft eine christliche Prägung zu geben, weil sie genau wussten, wie nützlich das für den Erhalt ihrer Herrschaft war. Dabei will ich gar nicht in Abrede stellen, dass es viele gab, die wiedergeborene Christen waren, dennoch hatte ihr Handeln fast immer auch diesen politischen Nebensinn.

Ist die Monarchie die gottgewollte Regierungsform?

So konnten sich die evangelischen Deutschen besonders begeistern, als es 1871 zu einer Reichsgründung unter einem evangelischen Kaiser kam. Begeisterung ist aber nichts anderes als eine etwas unnützerne Form der *Identifikation* mit einer Sache. Als Kaiser war Wilhelm I. zwar nicht religiöser Herr z. B. der bayerischen Katholiken geworden, wohl aber blieb er als König von Preußen Herr der evangelischen Kirche, und die lutherischen Christen sahen, wer will es ihnen verdenken, voller Freude zu ihm auf. Warum aber sollte ein Christ, der aufgrund biblischer Belehrung einen ganz anderen Begriff von Kirche gewonnen hatte und sich als Bürger des Himmels sah, sich für diesen monarchischen Staat begeistern, in dem Geistliches und Weltliches so verwoben waren? Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten.



Tatsache ist, dass es in der Kaiserzeit zu einer breiten Identifikation vieler freikirchlicher Christen mit der preußisch-deutschen Monarchie kam. Über die Ursachen lassen sich natürlich nur Vermutungen anstellen, aber es gibt einiges, was als Erklärung herangezogen werden kann. Da ist z. B. die Tatsache, dass in den freikirchlichen Kreisen die bürgerlichen Schichten stark vertreten waren und in den Gemeinden meistens die geistige und geistliche Führung hatten. Gab es Arbeiter und andere »kleine Leute«, so wurden sie dadurch, dass sie auch die »bürgerlichen Tugenden« pflegten, selbst zu Bürgern. Und das Kaiserreich war der Staat der Bürger, mächtig, klar geordnet und in Bekenntnisfragen tolerant. Auch die »Brüder« hatten als Bibelleser überhaupt keine Probleme damit, in der Monarchie die gottgewollte Regierungsform zu sehen, zumal diese Monarchen manchmal auch noch recht fromme Leute waren. Hinzu kam wahrscheinlich auch, dass die verschiedenen Erweckungsbewegungen immer auch Adlige erreicht hatten, sodass es vielfältige Beziehungen zum Adel gab, der die eigentlich bestimmende soziale Schicht in Deutschland war. Über all diesem schönen Miteinander übersahen die Christen der damaligen Zeit leicht, dass auch dieser Staat ein völlig säkulares, weltliches Gebilde war und blieb, in

dem es auf allen Ebenen zutiefst weltlich zuing.

Ist Kaiserstreue eine biblische Tugend?

Die Identifikation mit dem Kaiserreich ergab sich so gesehen aus dem Gefühl, in diesen politisch-sozialen Verhältnissen am rechten Platz zu sein. Wahrscheinlich hängt es aber auch damit zusammen, dass die Vorstellung, auf der Erde könnte es so etwas wie einen christlichen Staat geben, auch in den Christen, die sich längst vom staatskirchlichen Denken verabschiedet hatten, weiter existierte. Hier zeigte es sich, dass die mittelalterliche Tradition des *heiligen (!)* römischen Reiches noch lebendig war. Die Kenntnisse von der Königszeit Israels taten das Ihre, um eine unbedachte Parallelisierung zu erleichtern. So wurde für viele Christen die Monarchie zu der gottgewollten Regierungsform schlechthin und alles andere, vor allem aber die Demokratie, als Abfall von Gott denunziert. Das war die ungöttliche Regierungsform, in der das Volk keinen Herrn über sich duldet. Viele von uns haben wahrscheinlich solche Äußerungen schon einmal gehört.

Im Übrigen kam die politische Ordnung des Kaiserreichs den »Brüdern« in vieler Hinsicht entgegen. Um Politik wollten sie sich nicht kümmern, im Gegensatz übri-



gens zu vielen englischen freikirchlichen Gruppen. Die deutschen »Brüder« überließen die Politik nur allzu gern dem Kaiser und seinem Kanzler, der den Reichstag am liebsten auch wieder abgeschafft hätte. Sie begrüßten die scheinbar festgefügte politische Ordnung als gottgegebene Grundlage zur Verwirklichung ihres Glaubenslebens. Der Schriftsteller Thomas Mann hat für diesen Seelenzustand die treffende Formulierung »machtgeschützte Innerlichkeit« gefunden. Vielleicht war die Möglichkeit, dass die »Brüder« ihre Innerlichkeit so pflegen konnten, der Grund dafür, dass sie sich in diesem Staat so zu Hause fühlten und ihn mit ganzem Herzen bejahten. Dabei hätten sie leicht erkennen können, dass sie von diesem Staat gar nicht in gleicher Weise bejaht wurden. Denn sie waren gesellschaftlich nicht gleichberechtigt. Berufe des öffentlichen Dienstes blieben ihnen versperrt. Doch das wurde merkwürdigerweise verdrängt.

Hier zeigt sich meines Erachtens ganz deutlich, dass die Identifikation mit diesem Staat weniger aus geistlichen Überlegungen erwuchs als aus politischer Gutgläubigkeit und traditionellem Denken. Ein Blick auf die Schweiz, auf die USA hätte doch genügen müssen, um zu sehen, dass es im Bereich der weltlichen Ordnung durchaus auch anders zugehen konnte. Durfte un-

ter diesen Umständen die Ordnung des Kaiserreichs höher bewertet werden als andere? Durfte ihr gar eine besondere geistliche Bedeutung beigemessen werden? Auf keinen Fall!

Die geschmähte Republik

Da viele Geschwister das aber nun taten, war die Ordnung der Weimarer Republik für sie ein Sturz ins Bodenlose. Der Erste Weltkrieg hatte ganz Europa in Chaos und Orientierungslosigkeit gestürzt. Die Welt des Kaiserreichs, die so etwas wie Heimat gewesen war, gab es nicht mehr. Mit der weltanschaulichen Neutralität des neuen Staates und seiner vielfach unvernünftigen Liberalität konnten die »Brüder« sich nicht anfreunden, obwohl sie jetzt auch Beamte werden konnten. Der weltliche Rahmen, in dem sie sich auch als Christen eingerichtet hatten, existierte nicht mehr. Warum aber konnte der demokratische Staat von Weimar nie an die Stelle des Kaiserreichs treten? Ganz einfach! Dieser Staat sagte, dass er nichts anderes sein wollte als ein weltliches (säkulares) Gebilde und in Glaubenssachen völlig neutral. Er wollte von sich aus Staat und Kirche trennen. Seine Bürger sollten in Glaubenssachen völlig frei sein. Ihnen sollten daraus keine Nachteile erwachsen, und sie sollten in Ruhe ihren Glauben leben dürfen.

Eigentlich hätten alle freikirchli-

chen Christen jubeln müssen. Das war doch das, was man sich immer gewünscht hatte: keine Verfolgung, keine Benachteiligung um des Gewissens willen. Doch das Gegenteil war der Fall: Ablehnung. Dass die evangelische Kirche diesen Staat ablehnte, war ja zu verstehen – sie war unter den Kaisern die heimliche Staatskirche gewesen und war es jetzt nicht mehr. Aber dass die freikirchlichen Christen – und unter ihnen die Geschwister der Brüderbewegung – den alten Verhältnissen nachtrauerten, ist kaum zu verstehen. Gerade ihr Begriff von dem, was Kirche ist, hätte sie dankbar dafür machen müssen, dass jetzt staatlicherseits klare Grenzen gezogen wurden, doch das waren sie nicht.

Wenn es dafür aber keine biblischen Gründe gab, musste es andere geben. Bis heute habe ich keine anderen gefunden als die, dass es allgemeine, unklare, nicht konsequent durchdachte politische Vorstellungen waren, die die Geschwister in ihrem Handeln leiteten. Sie waren Kinder ihrer Zeit, in einer deutsch-nationalen Bürgerwelt groß geworden, von kaisertreuen Lehrern erzogen, waren stolz »dem Ruf zu den Fahnen« gefolgt und was es sonst noch an Prägungen gab, die über sie hingegangen waren. *Es war keine wirklich biblisch begründete Haltung, die sie dazu gebracht hatte, die Monarchie*



zu bejahen. Doch leider suchten jetzt viele Geschwister nach einer biblisch begründeten Ablehnung der Republik, und das war schlimm. Denn jetzt waren sie schnell auf der Seite derer, die die Demokratie beseitigen wollten.

Das große Menetekel

Die Weltkatastrophe, die sich mit dem Namen Deutschlands und Adolf Hitlers verbindet, nahm ihren Anfang an dieser Stelle. Es gab in diesem Land zu viele Menschen, die den Feinden der Demokratie nachliefen und zujubelten. Und unter ihnen waren die Evangelischen besonders stark vertreten, weil sie die Monarchie, die angeblich gottgewollte Regierungsform, zurückhaben wollten. Im Bergischen Land hat es Pfarrer gegeben, die Parteiversammlungen der NSDAP mit einem Gebet eröffneten. Natürlich muss man sagen, dass oft Gutgläubigkeit die Ursache dieser Haltung war, aber man war auch bewusst *gegen* etwas, nämlich die Republik. Ein Christ allderdings, dem es mit seiner Fremdlingschaft in dieser Welt wirklich ernst war, hätte zu der Erkenntnis kommen können, dass er für sein Christsein von keinem Staat der Welt etwas erwarten durfte, auch nicht von dem, den die Herren in den braunen Hemden beschworen.

Wenn nun damals Brüder oder

Schwestern im Herrn sich für Hitler begeisterten und sich mit dem Dritten Reich mehr oder weniger identifizierten, hatte das in erster Linie seine Ursache darin, dass ihr Verständnis vom Christsein in dieser Welt entweder nicht hinreichend biblisch gegründet war oder dass aus der Erkenntnis keine Lebenspraxis wurde. Besonders die völlig unkritischen Frommen wurden dann noch dadurch verführt, dass in der NS-Propaganda die Vokabeln »Gott«, »Vorsehung«, »der Allmächtige« usw. oft genug vorkamen, um sie in dem Glauben zu wiegen, Hitler meine es ernst damit. Mit Hitler schien vielen endlich der Mann gekommen zu sein, der die Verhältnisse von früher wiederherstellte: ein gottesfürchtiger Mann an der Spitze des Staates, ein Ersatzkaiser, der Zucht und Ordnung wiederherstellte, die wirtschaftliche Not beseitigte und vor allem klare Zielsetzungen verkündete in einer Welt, die immer undurchsichtiger und komplizierter wurde.

Sicher lässt sich vieles aus der Not der Zeit heraus erklären. Doch zeigt sich an der weiteren Entwicklung der deutschen Geschichte mit geradezu furchtbarer Deutlichkeit, wohin Christen geraten können, wenn sie sich in ihrem Handeln nicht wirklich vom Wort Gottes leiten lassen (Ps 119,105). Hatten die Naziführer nicht schon sehr



früh und sehr deutlich ihren Judenhass zum Ausdruck gebracht? Hatten sie nicht schon 1934 während des sog. Röhm-Putschs gezeigt, dass Gewalt vor Recht ging? Dass so viele Christen eine so merkwürdige moralische Großzügigkeit gegenüber Hitler an den Tag legten, hat jedoch weniger mit Hitler zu tun als damit, dass sie glaubten, dem Staat sei moralisch so gut wie alles erlaubt, der Staat dürfe das eben. Das heißt aber, dass sie wohl von ihren politischen Auffassungen, die sie hatten und haben durften, beherrscht wurden und nicht von ihren christlichen Überzeugungen. So erlagen viele Brüder und Schwestern der Verführung des großen Bösewichts.

Aus der Geschichte lernen?

Kann man jungen Menschen irgendwelche Lehren für die Zukunft mitgeben, um es besser zu machen als ihre Vorväter? Ich glaube schon. Wir müssen beispielsweise lernen, unsere christliche Lebenspraxis gegen irdische Orientierungen zu verteidigen. Solche Orientierungen haben wir, und sie sind nicht von vornherein schlecht, doch darf z. B. der Kaufmann in uns nicht den Christen beherrschen und die politische Überzeugung nicht die Oberhand über unser Christenleben gewinnen. Geschieht das, betreten wir eine gefährliche Bahn, weil wir dann unsere christliche Le-

benspraxis irdischen Grundsätzen unterwerfen. Es muss vielmehr darum gehen, alle Bereiche unseres Lebens unter den Gehorsam des Christus zu bringen (2Kor 10,5). Denn wir haben nur *eine* Identität. *Es gibt keinen Bereich in unserem Leben, den wir dem Herrschaftsanspruch des Herrn entziehen dürfen.* Der Christ ist in seinem Beruf, und in seinem Betrieb stets Christ, und *wenn wir politisch handeln*, und sei es nur in einer Bürgerversammlung zur Schaffung einer Fußgängerzone, *sind wir Christen und stehen in der Verantwortung vor Gott.* Die Entscheidung, zur Wahl zu gehen oder nicht zur Wahl zu gehen, ist eine politische Entscheidung. Beides muss nicht nur überdacht, sondern vor unserem christlichen Gewissen geprüft werden.

Wir müssen ferner unsere politischen Meinungen und Überzeugungen, die wir ja alle mehr oder weniger bewusst haben, im Lichte der Heiligen Schrift überprüfen lernen, nicht nur im Hinblick auf eine Regierungsform wie die Monarchie. Geschieht das in vollem Ernst und mit aller Konsequenz, dann wird es dazu kommen, dass Gott auch unsere politischen Überzeugungen formt und unser Verhalten in diesen Bereichen des Lebens leitet. Im Licht der Schrift muss sich der Christ doch fragen, ob er einer Diktatur das Wort reden kann, ob er eine Regierung unterstützen kann,

die das Recht mit Füßen tritt, die Minderheiten nicht schützt oder gar ohne Ursache verfolgt. Leider gibt es im Leben immer wieder Situationen, die uns keine Neutralität erlauben. Wenn ich z. B. neutral bleibe, wenn zwei Jugendliche einen alten Mann überfallen, dann ergreife ich in Wirklichkeit Partei für die Bösewichter, und das gilt nicht nur für solche Fälle, sondern auch für manche der großen Fragen des Lebens. Wenn Gesetzgebungsverfahren auf den Weg gebracht werden, die eindeutig den moralischen Gesetzen des Wortes Gottes zuwiderlaufen, wie verhalte ich mich dann als Christ?

»*Glaubt nicht jedem Geist, sondern prüft die Geister, ob sie aus Gott sind!*« (1Joh 4,1). Das Wort Gottes ermahnt uns, nüchtern und wachsam zu sein. Ich kann mir nicht denken, dass das nicht gilt, wenn wir es mit Politik zu tun haben. Dazu tritt noch die Besonnenheit als eine christliche Tugend, die uns zuverlässig vor politischer Begeisterung ebenso schützt wie vor scheinheiliger Ablehnung. Gott hat den Staat dem Menschen zuliebe gegeben. So dürfen wir ihn aus seiner Hand annehmen und ihn gleichzeitig dort einordnen, wo er hingehört, zu den irdischen, vergänglichen Dingen, die vergehen, weil sie der Erde und nicht dem Himmel angehören.

Karl Otto Herhaus



Kennen Sie Gottes Anschrift?



»... und er verließ Nazareth und kam und wohnte in Kapernaum, das am See liegt.«
(Mt 4,13)

Die Rede ist hier von Jesus Christus, dem Sohn Gottes. Er war umgezogen: von Nazareth, seiner Heimatstadt, nach Kapernaum in eine kleine Einliegerwohnung oder ein Einzelzimmer, vielleicht im Haus des Petrus. Jetzt hatte er gewissermaßen einen neuen Wohnsitz mit Postleitzahl, Straße und Hausnummer. Sie hätten ihn dort besuchen können. Und es hätte sich mit Sicherheit gelohnt!

Denn unser Herr Jesus Christus muss eine faszinierende Persönlichkeit gewesen sein. Einige Verse weiter lesen Sie nämlich: »und es folgten ihm große Volksmengen«. Wahrscheinlich wären Sie auch mitgelaufen. Ich jedenfalls beneide die Menschen damals und besonders die Jünger, die Jesus so hautnah erleben konnten, sozusagen »live und in Farbe«. Wenn mir heute ein Reiseveranstalter das Angebot machte: »2 Wochen See Genezareth mit Jesus«, ich würde sofort begeistert zugreifen.

Versetzen wir uns doch einmal gedanklich in diese Zeit. Was gibt es da zu sehen, zu hören, zu erleben? Auf den staubigen, heißen Straßen am See begegnet uns ein äußerlich schlichter, einfacher Wanderprediger. Aber welche Ausstrahlung hat er! Er zieht die Menschen in seinen Bann. Nicht durch Werbung oder Show oder eine berühmte Musikband, sondern allein durch seine Persönlichkeit. Er fesselt die Leute auf dem Berg der Seligpreisungen, sagt ihnen etwas über das Reich Gottes und wie er sich das Zusammenleben der Menschen unter Gottes Regie vorstellt. Eine hinreißende Predigt, die auch noch 2000 Jahre später gültig sein soll und Auswirkungen auf Millionen von Menschen haben wird. Aber er bleibt nicht bei den Worten stehen, es folgen auch Taten: Aussätzige werden geheilt, Besessene befreit, Gelähmte können wieder laufen und Blinde wieder sehen, sogar Tote erhalten das Leben zurück, wenn Jesus sie anspricht. Ja, seine Aussagen haben schon etwas Besonderes, etwas, das man nicht beschreiben kann. Und dabei

hat er eine Ausstrahlung, so unglaublich warm und liebevoll, und trotzdem klar, eindeutig, bestimmend. Nichts Unechtes, das kann man spüren. Nicht nur aus Sensationslust läuft das Volk hinter ihm her, sondern auch, weil es von seiner Art angezogen wird.

Wenn Sie Jesus Christus genauso kennen wie ich, weil er Ihr Herr und Retter ist, können Sie sicher meinen Wunsch verstehen, ihn einmal unmittelbar zu erleben, ihn vielleicht in seiner kleinen Mansarde in Kapernaum zu besuchen und ein paar Worte persönlich mit ihm zu reden. Seine Adresse hätten wir sicher schnell herausgefunden ...

Aber leider sind das alles nur Wunschträume, unerfüllte Phantasien. In Wirklichkeit ist Jesus Christus und Gott als unser himmlischer Vater doch so unendlich weit entfernt! Aber – sind sie tatsächlich so weit weg, so unerreichbar? Anschrift nicht zu ermitteln?

Den Wunsch, Gott nahe bei sich zu haben, ihn aufsuchen oder besuchen zu können, diesen Wunsch haben Menschen schon immer und überall gehabt. Man hat sich Statuen angefertigt, Naturdenkmäler verehrt, heilige Orte erwählt – nur um Gott »greifbar« zu machen, um eine feste Adresse zu haben, wo man ihn finden konnte. Und ich kann das gut nachvollziehen, denn ich möchte ja selbst gerne einmal Jesus begegnen! Aber die Bibel sagt: *»Der Höchste wohnt nicht in Wohnungen, die mit Händen gemacht sind«* (Apg 7,48). Eine ernüchternde Feststellung! Wenn Sie also meinen, Gottes Adresse sei Ihre Kirche am Heimatort oder ein prachtvoller Dom oder eine majestätische Kathedrale, dann irren Sie sich leider. Denn Gott lässt sich nicht auf ein Gebäude begrenzen, und sei es noch so bedeutend. Bitte verstehen Sie mich nicht falsch! Natürlich können wir die Nähe Gottes erleben, zum Beispiel in einem Gottesdienst oder in stiller Andacht auf der Holzbank einer kleinen Kapelle oder im gewaltigen Inneren eines gotischen Kirchenschiffs, wo wir etwas von der Größe und Erhabenheit Gottes ahnen. Aber dann sind es nicht die Steine und auch nicht die Architektur oder die Kunst, die Gott beherbergen, sondern es ist die innere Ausrichtung meiner Gedanken und Gefühle, mein Herz, das sich für Gott geöffnet hat. Das Gebäude kann nur den äußeren Rahmen dazu geben.

Wo wohnt Gott denn nun wirklich? Wie kann ich ihn finden, wenn ich ihm wirklich näherkommen will, wenn ich ihn kennenlernen möchte, wenn ich Seh-

sucht nach Gott habe? Postalisch ist er offensichtlich nicht erfasst, und trotzdem hat er uns mehrere Anschriften hinterlassen. Der Prophet Jesaja teilt uns einige mit: *»Denn so spricht der Hohe und Erhabene, der in Ewigkeit wohnt, und dessen Name der Heilige ist: In der Höhe und im Heiligen wohne ich und bei dem, der zerschlagenen und gebeugten Geistes ist, um zu beleben den Geist der Gebeugten und zu beleben das Herz der Zerschlagenen«* (Jes 57,15).

Trotz seiner furchteinflößenden Heiligkeit können wir etwas von Gottes Wesen erfahren, sowohl in der Unendlichkeit des Universums als auch in den prähistorischen Weiten der Ewigkeit. Aber diese Adressen vermitteln nur einen Teilaspekt der umfassenden Größe Gottes. Die Beschäftigung mit Ewigkeit, Zeit und Kosmos bewirken bei mir Staunen und Ehrfurcht angesichts der Schöpfermacht unseres Gottes, aber seine Liebe zu mir, seine Barmherzigkeit und Gnade bleiben mir dabei vorenthalten. Erst wenn ich mich dem Hilfsbedürftigen, dem Zerschlagenen und dem depressiv Kranken zuwende, kann ich plötzlich Gott begegnen. Denn er ist schon dort, bevor ich hin komme. Vielleicht ist Ihnen das noch gar nicht bewusst gewesen, aber Sie haben es irgendwie gespürt: Bei dem Menschen, dem Sie Ihre Hilfe anbieten, erleben Sie selbst etwas von der Liebe und Barmherzigkeit Gottes. Und dann kann es manchmal so sein, als ob Sie einen Augenblick gemeinsam mit Jesus Christus am See Genesareth unterwegs wären ...

Mit anderen Worten: Wenn Sie im Auftrag Gottes Ihre Zeit, Ihre Fähigkeiten und Ihre Kraft irgendeinem Menschen in Not zur Verfügung stellen, sind Sie an der richtigen Adresse. Sie empfinden Gottes Nähe und erhalten ein wertvolles Geschenk Gottes zurück, mit dem Sie wahrscheinlich nicht gerechnet haben. Unser Herr Jesus Christus hat es schon in der Bergpredigt versprochen, und darauf können Sie sich verlassen: *»Glücklich sind die Barmherzigen, denn ihnen wird Barmherzigkeit widerfahren«* (Mt 5,7). Ich wünsche Ihnen, dass solche Begegnungen Ihr Leben bereichern und Sie Jesus Christus und Gott als liebenden Vater im Himmel immer besser kennenlernen. Zumindest eine seiner Anschriften haben Sie jetzt.

Wolfgang Vreemann

Von Jesus beten lernen – zwei aktuelle Publikationen

In jüngerer Vergangenheit sind zwei Bücher erschienen, die sich den in den Evangelien überlieferten Gebeten Jesu widmen. Es ist reizvoll und aufschlussreich, sie im Rahmen einer Doppelrezension parallel in den Blick zu nehmen.

Wolfgang Bühne:

Das Gebetsleben Jesu Ermutigung und Herausforderung

Bielefeld (CLV) 2011, 2012

Geb., 144 Seiten

ISBN 978-3-86699-312-9

€ 6,50

1. Hintergrund

Wolfgang Bühne ist überzeugt von einem engen »Zusammenhang zwischen intensivem Gebet im Verborgenen und geistlicher Kraft in der Öffentlichkeit« (25). Er sieht das persönliche und gemeinschaftliche Gebetsleben als »Messlatte für unseren geistlichen Grundwasserspiegel. Nirgendwo anders wird unsere geistliche Dürre und Kraftlosigkeit so offensichtlich« (13).

Wenn Beten das Atmen der Seele sei, so Bühnes negative Einschätzung, litten »wir alle mehr oder weniger an geistlicher Kurzatmigkeit und akutem Sauerstoffmangel« (9). Diese als problematisch empfundene Ausgangslage motiviert ihn, »das Gebetsleben Jesu zu studieren« (10). Dahinter steht der Wunsch, dass »dessen Vorbild als Beter mich immer wieder neu ermutigt, Ihm auch in diesem

Dienst etwas ähnlicher zu werden« (11). »Sein Leben – und damit auch sein Gebetsleben – ist also Vorbild und Maßstab unseres Gebetslebens.« (14)

2. Ansatz

Nach einem einleitenden Kapitel arbeitet Bühne in den Kapiteln 2–8 und 10 Besonderheiten der überlieferten Gebete Jesu heraus. Dazu untersucht er sieben Szenen aus dem Lukasevangelium, »in denen der Herr betete und auch das Umfeld und der Anlass der Gebete des Herrn beschrieben werden« (14). Jedes dieser Kapitel (seltsamerweise mit Ausnahme des siebten) schließt mit der Frage, was wir als Jünger Jesu konkret daraus lernen können.

Das eingeschobene neunte Kapitel führt weitere »Beter der Bibel und der Kirchengeschichte« an, der »Ausklang« stellt im Detail den Indianermissionar David Brainerd als ermutigendes Beispiel vor. Der Anhang 1 wechselt, zunächst ausgehend von der Geschichte der Tempelreinigung, etwas unvermittelt zu praktischen Empfehlungen bezüglich lebendiger Gebetsversammlungen. Die Anhänge 2 und 3 enthalten Ergebnisse zweier Um-

fragen unter Christen zu deren persönlichem bzw. gemeinschaftlichem Gebetsleben.

3. Stärken

Stark ist bei Bühne die durchgehende Verknüpfung der Gebets-szenen Jesu sowohl mit weiteren alt- und neutestamentlichen Inhalten als auch mit praktischen Umsetzungsfragen bezüglich der heutigen Lebenssituation. Hier findet Bühne durchweg klare Worte, die auch unangenehme Wahrheiten nicht scheuen. Dieser lösungsorientierte Ansatz fällt positiv auf – auch wenn man nicht alle Facetten der Problembeschreibung teilen muss: Bühne schildert etwa glaubwürdig und nachvollziehbar Probleme, die Gemeinden und vor allem junge Christen heute mit dem klassischen Format wöchentlicher Gebetsstunden haben (u. a. 13, 21, 113f.) – muss das zwingend an den Menschen liegen, kann das nicht auch an einem anachronistischen und biblisch übrigens nicht fest geprägten Format liegen? Meiner Erfahrung nach stoßen alternative Formen wie Gebetsnächte, Gebetsketten, Gebetspatenschaften etc. durchaus auf große Annahme in der jungen Generation.

4. Schwächen

Der grundsätzliche Aufbau des Buches erschließt sich auch auf den zweiten Blick nicht wirklich. Warum sind die Ausführungen über Jesu Gebet in Gethsemane (Kapitel 8 und 10) unterbrochen durch ein Kapitel, das als »Plädoyer für Disziplin« einige »ermutigende Beispiele von Betern aus der Bibel und aus der Kirchengeschichte« (76f.) listet? Das 9. Kapitel, das neben Samuel, Daniel, David und Petrus auf Erlebnisse von John Welch, John Wesley, George Whitefield, Georg Müller und Robert C. Chapman verweist, wirkt gerade vor dem Hintergrund deplatziert, dass bereits in den Kapiteln zuvor ausgiebig zahlreiche Anekdoten um mehr oder weniger bekannte Glaubenspersönlichkeiten eingeflochten wurden – unter anderem wurden Erlebnisse von David Brainerd (32–34), Robert C. Chapman (59f.), James O. Fraser (68f.), David Livingstone (19f.), Martin Luther (66f.), John Paton (53–55), Bakht Singh (43), Hudson Taylor (40–42), A. W. Tozer (35), John Wesley (22) und George Whitefield (22, 26) berichtet.

Die Lebensbeispiele und biografischen Verweise spielen eine durchaus zwiespältige Rolle. So bereichernd sie im Grunde genommen sein mögen – es ist immer eine Frage der Dosis, ob etwas hilft (hier: ob einige aktuelle und viele historische Beispiele die Kernaussagen bestätigen und konkretisieren) oder schadet (hier: ob die Beispiele vom Kern der Ausführungen ablenken und selber in den Mittelpunkt rücken).

In diesem Fall ist eine wohlthuende Dosis leider überschritten;

die eindeutige inhaltliche Schwerpunktsetzung des Titels (»Das Gebetsleben Jesu«) findet sich im Inneren des Buches so eindeutig nicht wieder. Die Analyse der in den Evangelien überlieferten Gebete Jesu fällt eher knapp aus, Zitate und Anekdoten um menschliche Vorbilder nehmen einen viel zu breiten Raum ein. Diese fatale Akzentverschiebung verdünnt die auf dem Buchcover versprochene Fokussierung auf Jesu Gebete deutlich, zumal sich im »Ausklang« (100–105) erneut alles um menschliche Erlebnisse, nämlich »das Vermächtnis David Brainerds«, eines Indianermissionars des 18. Jahrhunderts, dreht – obwohl er doch bereits vorher über vier Seiten hinweg (32–34, 95) Thema war.

Ein gutes Lektorat hätte hier dafür sorgen können, dass durch Reduktion auf das Wesentliche ein Buch entsteht, das seinen Titel zu Recht trägt. Aus den separierten biografischen Passagen hätte ohne weiteres eine eigenständige Veröffentlichung mit Aussagen und Erfahrungen großer Glaubensmänner (und -frauen?) zum Thema Gebet entstehen können.

Ein gutes Lektorat hätte dem Autor auch von verunglückten Formulierungen abraten können, etwa in Bezug auf die Begründung, warum öffentliche Gebete konkret und gezielt sein sollten: »Wenn Robin Hood seinen gefürchteten Pfeil und Bogen zog, dann fuchtelte er nicht lange theatralisch und geräuschvoll herum, sondern zielte kurz und schoss« (117). Diese Illustration ist weder geschmackvoll noch passend.

Fast alle Kapitel enthalten praktische Schlussfolgerungen für den



heutigen Leser. Die insgesamt 20 zusammenfassenden fettgedruckten Punkte bewegen sich aber auf völlig heterogenen Ebenen; so stehen apodiktische »Merksätze« (»Das Gebet verändert den Beter«, 58) neben offenen Fragen (»Nächte im Gebet – nur aus der Bibel und alten Büchern gekannt?«, 42) und klaren Aufforderungen (»Vor wichtigen Entscheidungen sollten wir uns in die Stille zurückziehen, um im anhaltenden Gebet Gottes Willen zu erkennen«, 40). Hier wäre eine Harmonisierung und Vereinheitlichung im Sinne klarer Handlungsempfehlungen sinnvoll und leicht umsetzbar gewesen.

Die in zwei Anhängen dokumentierten Ergebnisse der Umfragen sind unsauber und wenig leserfreundlich etikettiert; die dramatisierenden Überschriften »Eine Umfrage – und ein schockierendes Ergebnis – bzw. «Nocheine Umfrage – und keine Entwarnung!« machen nicht einmal deutlich, dass es sich in Anhang 2 um eine Umfrage zum persönlichen Gebetsleben, in An-

hang 3 dagegen um eine Umfrage zu gemeinschaftlichen Gebetsversammlungen handelt. Zudem sind die Ergebnisse aufgrund methodischer Unklarheiten (elementare Grundregeln der empirischen Forschung finden nicht ausreichend Berücksichtigung) auch wenig belastbar und aussagekräftig. Ihr Mehrwert hält sich stark in Grenzen, auch weil die Erhebungsfragen bereits stark defizitorientiert gestellt sind («Was hält Dich davon ab, mehr zu beten?», «Mängel der Gebetsversammlung») – wird die Existenz positiver Anreize und besonderer Erlebnisse von vornherein für so unwahrscheinlich gehalten, dass erst gar nicht nach ihnen gefragt wird?

5. Fazit

Bühne reizt das durchaus erkennbare Potenzial seines Ansatzes, aus einer Beschäftigung mit Jesu Gebetsleben Erkenntnisse für ein Leben als Christ abzuleiten, leider nur teilweise aus. Das Buch wirkt an zu vielen Stellen wie ein Manuskript im Rohzustand, das in letzten Arbeitsschritten noch erheblich hätte geschliffen und geformt werden müssen.

In erster Linie hätte der Publikation eine durchgehende Konzentration auf das eigentliche Thema zu größerer Klarheit und Überzeugungskraft verholfen, die vieles überlagernden Anekdoten hätten besser radikal ausgegliedert werden sollen. Auf die Darstellung der wenig belastbaren Umfrageergebnisse hätte etwa zugunsten von Anregungen zur weiteren Selbstreflexion der Leser ganz verzichtet werden können.

Auch die Berücksichtigung wei-

terer Gebete Jesu (seine Gebete am Kreuz etwa werden nur gestreift) wäre sicher lohnend gewesen. Bühnes immer wieder aufblitzende Stärke, die lösungsorientierte Identifikation praktischer Umsetzungstipps, hätte deutlich forciert werden können, wenn die »lessons learnt« überschneidungsfreier und prägnanter formuliert sowie zum Schluss zu einem Gesamtbild (bündelnde Übersicht aller Umsetzungsempfehlungen) verdichtet worden wären.

Nicht zuletzt schwingt während der Lektüre immer wieder ein doch arg pessimistischer Grundton mit. Der ständige Verweis auf unsere Defizite und Mängel (z. B. »geistliche Armut«, 12; »geistliche Dürre und Kraftlosigkeit«, »Gebetsmüdigkeit«, 13) deprimiert. Selbst wenn Bühnes wenig hoffnungsvolle Einschätzung zutrifft: Wäre es nicht deutlich motivierender gewesen, nach knapper Diagnose vom Ziel her zu denken und dem Leser positiv vor Augen zu malen, wie lebensverändernd und wohlthuend eine lebendige Gebetsbeziehung mit Gott wirken kann?

Benedikt XVI.:

Das Beten Jesu Meditationen in Wort und Bild

Freiburg (Herder) 2013
Geb., 128 Seiten
ISBN 978-3-451-32635-6
€ 19,99

1. Hintergrund

Benedikt XVI., das zur Überraschung der Öffentlichkeit Ende Februar 2013 zurückgetretene Oberhaupt der katholischen Kir-

che (im Folgenden mit seinem bürgerlichen Namen Joseph Ratzinger bezeichnet), beschäftigte sich von November 2011 bis März 2012 in den Katechesen der wöchentlichen Generalaudienz mit dem Gebet im Leben Jesu. Diese Unterweisungen liegen nun aktuell gesammelt als Printpublikation vor.

Ratzinger betont in seinen Ausführungen, dass »der Herr für unser Beten Gesprächspartner, Freund, Zeuge und Lehrer ist« (120). Er sieht Jesus als idealen »Lehrmeister« für unser Gebet, da sein ganzes Leben von Gebet durchzogen gewesen sei (9). In der innigen und ständigen Gemeinschaft des Sohnes mit dem Vater sieht Ratzinger »Mittelpunkt und die Quelle allen Betens Jesu« (18). Im Gebet habe »Jesus ununterbrochen in Berührung mit dem Vater« gestanden (11). »Uns, die wir oft besorgt sind um die tatsächliche Wirksamkeit und die konkreten Ergebnisse, die wir erzielen, zeigt das Beten Jesu, dass wir innehalten und Augenblicke der Vertrautheit mit Gott leben müssen, indem wir uns vom täglichen Lärm »loslösen«, um zu hören, um zur »Wurzel« zu gelangen, die das Leben erhält und nährt« (120).

2. Ansatz

Ratzinger untersucht in insgesamt 14 Kapiteln ein breites Spektrum an Gebeten Jesu. Er berücksichtigt auch (v. a. in Kapitel 5) Eindrücke aus Jesu Kindheitsgeschichten, er sieht das Gebet nämlich als prägenden »Teil des Lebens der Heiligen Familie von Nazaret« (43) und bettet Jesu Gebetspraxis konsequent in die damaligen jüdischen Traditionen ein.

Immer wieder zieht Ratzinger Querverbindungen in die heutige Lebenswirklichkeit. Insgesamt 31 Abbildungen unterstützen die »Meditationen in Wort und Bild« – so der Untertitel des hochwertig gestalteten Buches.

3. Stärken

Ratzinger formuliert gedanklich klar und sprachlich präzise; immer wieder kondensiert seine Lebens- und Glaubenserfahrung in Sätzen, die hängenbleiben (etwa: »Wenn die Entscheidungen dringend und schwierig werden, wird sein Gebet länger und tiefer«, 14; oder: »Gewiss ist das Gebet ein Geschenk, es muss jedoch angenommen werden; es ist das Werk Gottes, aber es verlangt Bemühen und Kontinuität unsererseits ...«, 15). Man ahnt, welch tiefe Ernsthaftigkeit und große Sorgfalt hinter der Erarbeitung und Edition der 14 Katechesen steckt.

Ratzinger bettet die Betrachtung der Gebete Jesu klug in den historischen Kontext ein. Er sieht Jesus einerseits »verwurzelt [...] im Stil seiner Familie« (13) und zutiefst verbunden »mit der religiösen Tradition des Volkes Israel« (11). Andererseits sei das Gebet Jesu »am Schnittpunkt zwischen der Einbindung in die Überlieferung seines Volkes und der Neuheit einer einzigartigen persönlichen Beziehung zu Gott verortet« (13). Diese bereichernde Sichtweise zeigt sich besonders bei der Erläuterung des Abendmahls vor dem Hintergrund des Paschafestes (59ff.) und, überraschender, in der Kommentierung des hohepriesterlichen Gebets Jesu (Joh 17) unter Berücksichtigung der prägenden Struk-

tur des jüdischen Versöhnungsfestes (75ff.).

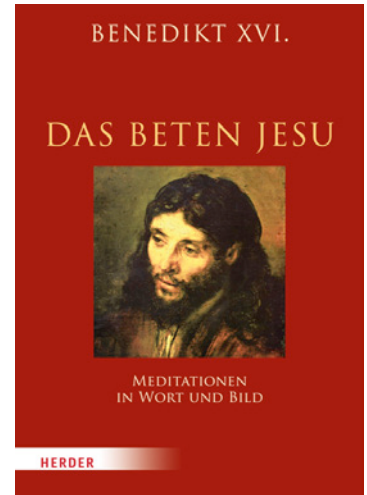
Ungemein dicht ist insbesondere das 14. Kapitel (115–121) über den Zusammenhang von Schweigen und Gebet. Ratzinger bezieht das Schweigen hier sowohl auf uns (innere und äußere Stille als Voraussetzung dafür, dass wir Gottes Stimme hören) als auch auf Gott, dessen Schweigen wir im Beten oft gegenüberstehen.

Nicht zuletzt berührt Ratzingers durchgehend optimistischer Grundton – es gelingt ihm scheinbar mühelos, intensives und andauerndes Gebet als Privileg, nicht als Pflicht zu vermitteln. Beeindruckend ist seine geradezu zarte Art, praktische Schlussfolgerungen dem Hörer bzw. Leser weitgehend selbst zu überlassen. Er beschränkt sich meist darauf, leise Hinweise zu geben oder anregende Fragen zu formulieren.

4. Schwächen

Erstaunlich wenige Passagen stoßen einem evangelisch oder freikirchlich geprägten Leser inhaltlich seltsam auf, im Wesentlichen nur zwei kurze Gedanken zum Rosenkranzgebet (45) oder zur katholischen Transsubstantiationslehre (64).

Auch vom Aufbau und von der Grundstruktur her gibt es wenig Anlass zur Kritik – allerdings erscheint es merkwürdig, dass die Kapitel 4 (»Die Heilige Nacht«) und 6 (»Das Weihnachtsfest: Geheimnis des Lichts und der Freude«) in die Sammlung aufgenommen wurden, nur weil sie chronologisch in den Zeitraum der Katechesen über das Beten Jesu fielen. Das eigentliche Thema berühren sie kaum.



Ähnliches gilt, mit gewissen Einschränkungen, auch für das Kapitel 13 (»Aschermittwoch«), dessen zugrundeliegende Katechese den Beginn der Fastenzeit einläutet.

5. Fazit

Ratzinger, dessen tiefgründige Triologie über »Jesus von Nazareth« in den letzten Jahren zu Recht auch in evangelischen Kreisen große Verbreitung und dankbare Annahme gefunden hat, überzeugt in seinen Überlegungen zu den Gebeten Jesu mit strikter Bibelorientierung und einem konzentrierten Hören auf die Heilige Schrift. Wer sich die Zeit nimmt, Ratzingers Ausführungen zu folgen, wird einen tieferen Einblick in die Bibel gewinnen und neue Facetten im Beten Jesu entdecken. Daraus lässt sich vielseitige Ermutigung und Hilfestellung für persönliche Gebetsgewohnheiten ziehen.

Ulrich Müller

Nachrichten aus Kolumbien

»... was du von mir in Gegenwart vieler Zeugen gehört hast, das vertraue treuen Menschen an, die tüchtig sein werden, auch andere zu lehren.« (2Tim 2,2)

Pereira, im Februar 2013

Liebe Freunde und Beter!

Was haben ein Motorradmechaniker, ein Verkäufer, ein Bibelübersetzer, ein Lehrer, ein Autowäscher und ein paar Gelegenheitsarbeiter gemeinsam? Diese zehn Männer zwischen 18 und 48 Jahren haben sich vorgenommen, die gesamte Bibel in zehn Monaten intensiv durchzustudieren. Außerdem bekommen sie von ihren Lehrern praktische Anleitung in verschiedenen Diensten in den Gemeinden, wie zum Beispiel im Predigen, Leiten von Bibelstunden, Jugendstunden, Arbeit unter Kindern etc. Jeder Schüler ist einem Mentor zugeordnet, der sich persönlich um ihn kümmert und ihn anleitet. Dieser Mentor nimmt ihn mit zu den verschiedenen Besuchen und anderen Diensten, sodass der Schüler in verschiedenen Bereichen praktische Erfahrungen machen kann. Auch bei Planungen von Konferenzen, Jugend- und Kinder camps sowie Evangelisationen und Hauskreisen werden die Schüler dabei sein.

Wir hoffen, jedem der Teilnehmer eine kleine Sammlung von ausgewählten Büchern, Material zu verschiedenen biblischen Themen und einen Laptop zur Verfügung stellen zu können. Eventuell wird der eine oder andere auch einen Führerschein machen können.

Vorstellung der Teilnehmer

Misael aus Peru hat dafür eine 48-stündige Busfahrt auf sich genommen und ist das erste Mal so weit und so lange weg von zu Hause. **Liam***, ein Indianer aus dem Chocó (Dschungelgebiet im Westen Kolumbiens), hilft einem Wycliff-Missionar bei der Übersetzung der Bibel in seine Sprache. Das Schulungsprogramm wird ihm dabei als Weiterbildung angerechnet. Er und seine Frau wohnen als einziges Ehepaar nicht im Schulungszentrum. **Brayan** und **Robinson** sind zwei Jugendliche aus der Hafenstadt Buenaventura an der Pazifikküste. **John** und **Rubiel** stammen aus Pereira. **Adrian**, **Mauricio**, **Walter** und **Wilmer** kommen aus anderen Teilen Kolumbiens.

Für alle Studenten war es ein großer Vertrauensschritt, ihre Arbeit zu unterbrechen und ganz auf Gottes Versorgung zu vertrauen. Jeder Teilnehmer musste, wenn möglich, ein Startgeld mitbringen, das für den Bedarf des ersten Monats ausreicht. Für die anderen Monate sind sie auf freiwillige Gaben der Geschwister angewiesen.

Die meisten haben keinen Schulabschluss, und es ist für sie eine Herausforderung, das Lesepensum zu erfüllen.

Roland und Gregorio werden mit anderen Lehrern durch das Programm führen und begleiten. Beide haben vor mehr als zehn

Jahren selbst an einem ähnlichen Schulungsprogramm teilgenommen. Es war für sie sehr bereichernd und hilfreich. Nun wollen sie das Gelernte an andere weitergeben.

Bitte betet,

- dass alle zehn Teilnehmer motiviert dabei sind und ihre Heimatgemeinden nach ihrer Rückkehr durch ihre Mitarbeit gestärkt werden,
- dass die Lehrer mit ihrem Leben Vorbilder sind und ihnen ein gutes Handwerkszeug zum Wachstum der Gemeinden vermitteln können,
- dass durch dieses Schulungsprogramm treue Mitarbeiter im Gemeindebau gefördert werden, damit mehr Menschen die frohe Botschaft hören dürfen und noch mehr Gemeinden entstehen.

Wir sind dankbar

- für ein gutes Einleben unserer Mädchen in die neue Schule,
- für die schöne Zeit, die wir in Deutschland und Österreich verbringen durften,
- für eure treuen Gebete.

Liebe Grüße von

Roland und Daniela Kühnke
mit Lisa, Mirja und Samuel David

* Name aus Sicherheitsgründen geändert



rigatio

Kurs- und Studienmaterial

Sich
und andere
im Glauben
fördern

praxis



EUR 14,95

EUR (A) 15,40
SFR 18,10

Dann Spader

Den Spuren Jesu folgen Leben, wie Er gelebt hat

Kann man heute wie Jesus leben? Es gibt eine gute Möglichkeit das herauszufinden: sein Leben studieren. In diesem praktischen 10-Wochen-Kurs für Einzelne und Gruppen erfahren Sie, wie Jesus auch heute ein lebendiges Vorbild sein kann (Zusatzmaterial online).

Broschiert, 240 Seiten Format: 20 x 27 cm
ISBN 978-3-95473-001-8 Best. Nr. 682 001



EUR 13,95

EUR (A) 14,40
SFR 16,80

Peter GÜthler

Die Bibel studieren und lehren

Wie kann man die Bibel effektiv studieren? Dieses Studienbuch stellt die Werkzeuge dazu vor. Außerdem zeigt es, wie man seine Entdeckungen lebendig an andere weitergibt – in Bibel- und Gesprächskreisen, in Predigt und Vortrag (Zusatzmaterial online).

Broschiert, 168 Seiten Format: 17 x 24 cm
ISBN 978-3-95473-002-5 Best. Nr. 682 002



EUR 19,95

EUR (A) 20,50
SFR 24,40

Nancy Leigh DeMoss / Tim Grissom

NEU BELEBT VON IHM

Sind Sie manchmal müde von dem Versuch, ein guter Christ zu sein? In diesem 12-Wochen-Kurs erarbeiten Sie verschiedene Bereiche Ihres geistlichen Lebens. Sie entdecken den Weg zu einer tieferen Beziehung mit Gott und erleben neu die Freude seiner Gegenwart (Zusatzmaterial online).

Broschiert, 272 Seiten Format: 20 x 27 cm
ISBN 978-3-95473-003-2 Best. Nr. 682 003



EUR 18,95

EUR (A) 19,50
SFR 23,20

Eddie Rasnake

MIT MEINER GABE DIENEN

Kennen Sie Ihre geistliche Gabe? Dienen Sie damit? Entdecken Sie, was die Bibel zu diesem Thema zu sagen hat. Erleben Sie den Segen und die Zufriedenheit, die aus dem Dienst für Gott und andere entspringen. Ein 12-Wochen-Kurs für Einzelne und Gruppen (Zusatzmaterial online).

Broschiert, 240 Seiten Format: 20 x 27 cm
ISBN 978-3-95473-004-9 Best. Nr. 682 004

Osterbotschaft im KZ

Es ist Ostersonntag. Pfarrer Paul Schneider steht am Fenster seiner Zelle. Mit lauter Stimme predigt er auf den Gefängnishof hinaus; dann krachen die Prügel der Bunkerwärter auf ihn nieder. Ums Überleben geht es ihm nicht. Er hat den vom Tod gezeichneten Menschen hier etwas zu sagen: »*So spricht der Herr: Ich bin die Auferstehung und das Leben!*« (vgl. Joh 11,25) – das ist seine Botschaft. Auch an diesem Tag.

Seit April 1938 ruft er immer wieder leidenschaftliche Anklagen und Trost Worte aus seiner Einzelzelle über den Appellplatz im Konzentrationslager Buchenwald, bis ihn die Schläge zum Verstummen bringen. Mit Einzelarrest, Postsperre, Essensentzug und Folter wird er bestraft. Ihn vom Vertrauen auf seinen Gott abzubringen – das gelingt trotzdem nicht!

Paul Schneider ist im KZ Buchenwald, weil er aus Treue gegenüber seinem Herrn die von den Nati-

onalsozialisten veranlasste Ausweisung aus seiner Gemeinde nicht akzeptiert. Täte er dies, so würde er freikommen. Weil er es nicht tut, verschlechtert sich sein körperlicher Zustand zusehends. Da er auch durch die Folter nicht zu beugen ist, wird er am 18. Juli 1939 ermordet.

»Für uns aber ist dies Zeugnis Paul Schneiders ein einziger Ruf in die Nachfolge des Gekreuzigten.« – »Wir alle, alle machen Kompromisse über Kompromisse, und es hat zwischen uns jemand gegeben, der nur treu sein wollte, treu seinem Herrn, treu seinem Glauben!« So zwei Stimmen zur Erinnerung an Paul Schneider, den »Prediger von Buchenwald«, der in seiner Zelle stand und so lange durch das vergitterte Fenster Worte des Lebens rief, bis seine Stimme erstarb.

Jochen Klein